

Geschichte der Schule – 400 Jahre KKG (leicht gekürzt)

von Dr. J. Fündling

Dr. phil. Jörg Fündling, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Lehrstuhls Alte Geschichte der RWTH Aachen und KKG- Abiturient 1989, hat 2011 die über 400jährige Geschichte des Kaiser-Karls-Gymnasiums systematisch untersucht und seine Ausführungen dankenswerter Weise seiner ehemaligen Schule zur Veröffentlichung zur Verfügung gestellt:

Wir feiern 2021 ein fast vergessenes Jubiläum: Seit 135 Jahren heißt das Aachener Kaiser-Karls-Gymnasium so, wie wir es kennen – Kaiser Karl im Unterschied, ja im offenen Gegensatz, zu Kaiser Wilhelm (I.). Nicht ganz so lange, seit 1905, hat die Schule beschlossen, dass ihre Tradition sogar bis 1601 zurückreicht. Feiern wollte man damals 1805 und die Gründung unter Napoleon, aber die preußische Obrigkeit war empört (eine Huldigung für den „Erbfeind“?!). Aus rheinischer Bosheit berief man sich am KKG prompt auf noch ältere Gründerväter und riss kaum verheilte Wunden auf – seit 1905 feierte man ausgerechnet den Jesuitenorden, Lieblingsthema der Verschwörungstheoretiker und Feindbild aller Nichtkatholiken, als Stifter.

Namen und Daten sind Programm, Schulgeschichte ist oft politisch und bildet öfter, als man denkt, eine Glaubensfrage. Wenn eine Stadt sich wandelt, spiegelt sich das auch darin, was sie von ihren Bildungseinrichtungen erhofft und wie diese sich mit ihr verändern. Das „kleine“ Jubiläum 1886 ist ein guter Anlass, im Schnelldurchgang zu besichtigen, was Aachen vom KKG und seinen Vorläufern erwartete – und was in ihrem Innern dabei vor sich ging.

Von der Gegenreformation zur Französischen Revolution (1601 bis 1798)

In der Schulgründung von 1601 versteckt sich ein teilweise religiöser und beinahe kriegerischer Akt. Vorangegangen war ein unruhiges halbes Jahrhundert. Der Reichsstadt Aachen mit ihren etwas über 20 000 Einwohnern machten die Folgen der Reformation länger zu schaffen als viele andere Städte. Hier konkurrierten gleich drei Konfessionen: neben den Katholiken und den einflussreichen Lutherischen auch die Reformierten in der Tradition Calvins. Keine Seite konnte sich den Ausgang anders vorstellen, als dass ein Bekenntnis siegen und die anderen verdrängen würde, zumindest aus der Öffentlichkeit. Die Schulen waren Sache der Geistlichkeit, standen also mitten in Glaubensstreit und Glaubenszweifel.

Noch dazu drohte Aachen zum Stützpunkt oder gar Schlachtfeld im Krieg zwischen der kompromisslos katholischen spanischen Krone und den reformierten Vereinigten Niederlanden zu werden, der in unmittelbarer Nachbarschaft tobte. Falls die Evangelischen den Stadtrat „übernahmen“, war das im Gefüge des Heiligen Römischen Reiches eine Provokation für den Kaiser, dessen nomineller Krönungsort Aachen weiterhin war. Schlimmer noch, der Glaubenswechsel einer Stadt bedrohte den brüchigen Religionsfrieden von 1555, der die Konfessionsgrenzen festgeschrieben hatte. Er konnte Krieg im ganzen Reich bedeuten.

1581 war es soweit; der Rat schickte sich an, Aachen ins Lager der Reformation zu führen. Ein internationaler Krisenherd war geschaffen. Fürsten beider Konfessionen vermittelten und drohten, der Reichstag verhandelte jahrelang. Die „Aachener Wirren“ endeten mit dem kaiserlichen Befehl, ein katholisches Stadttregiment herzustellen, und spanische Truppen setzten dies 1598 um – in einer radikalen Form, die auch den meisten Aachener Katholiken nicht passte. Wer in Stadt und Umgebung nicht für die Reformation war, war häufig gegen die katholischen Ultras im neuen Rat; gebildete Bürger

und reiche Handwerksmeister waren aus Glaubensgründen geflohen, was Aachens Finanzkraft nachhaltig schwächte (die Messingindustrie sollte nie wieder aus Stolberg zurückkehren). Neuer Ärger war also garantiert.

Großprojekt in Krisenzeiten

Um sich zu konsolidieren, lud der Rat schon 1599 den Orden der Gegenreformation schlechthin zur Gründung einer Niederlassung ein. Die Gesellschaft Jesu wurde gebeten, ein Kolleg zu errichten, die modernste und qualitativ beste Schulform der Zeit. Man erhoffte sich nicht nur eine Neumissionierung der eigenen „Lauen“, die wieder stramme Katholiken werden sollten, sondern auch, modern gesagt, Standortvorteile. Hunderte teils adlige Schüler, die aus der Wallonie, Limburg und dem weiteren Rheinland kommen sollten, würden Kaufkraft in die Stadt bringen – der Schulbesuch selbst war bei den Jesuiten frei, aber ein standesgemäßes Leben verlangte üppige Ausgaben auch von Jugendlichen. Einer der wichtigsten Arbeitgeber Aachens würde entstehen, der Bildung auf konkurrenzlosem Niveau vermittelte... und gerade bei den Gebildeten hatte die Reformation bisher regen Zulauf. Politik der Jesuiten war es, auch nichtkatholische Schüler aufzunehmen – ein missionarischer Effekt auf diese begehrte Minderheit war selbstredend erwünscht und Teil des Konzepts.

Der Orden war damals vielerorts umworben und konnte einiges verlangen, neben Rechtsprivilegien vor allem ein Stiftungsvermögen, das den Schulbetrieb finanzierte – dieses „Stammkapital“ kam auch aus dem Besitz evangelischer Flüchtlinge. Bis 1601 zogen sich die Verhandlungen hin, dann eröffnete das Aachener Kolleg, ein relativ kleines Exemplar seiner Art, in mehreren enteigneten Häusern zwischen der Anna- und der heutigen Frère- Roger-Straße, die vor wenigen Jahren noch Jesuitenstraße geheißen hat. Gelernt wurde – einschließlich Messe, Wiederholung und Hausaufgaben – vom Morgengrauen bis zum frühen Nachmittag auf Latein, in fünf Klassen, die strikt nach Kenntnisstand zusammengesetzt waren, womit Zehn- und Zwanzigjährige ohne weiteres zur selben Lerngruppe gehören konnten.

Noch ehe das Kolleg durch regelmäßige Aufführungen der berühmten Jesuitendramen Teil des Stadtlebens wurde (und seine glaubenseifrigen Schüler sich mal durch frommes Randalieren gegen moderate Katholiken und

„Ketzer“, mal durch simple Krawalle hervortaten), wäre es fast wieder verschwunden. 1611 griffen die Reformierten gewaltsam nach der Macht und stürmten die Schlüsselpositionen in Aachen, voran das Rathaus und... das Jesuitenkolleg. Bis 1614 hielt sich der evangelische Rat, dann kehrten die vertriebenen Stadtherren auf den Spitzen spanischer Piken endgültig zurück. Als Symbol der mit aller Härte betriebenen Rekatholisierung Aachens erscheint der zügige Neubau eines eigenen Kolleggebäudes im großen Stil, zu dem die Evangelischen durch Strafgelder beitragen mussten, mit der noch erhaltenen Kirche St. Michael. Das ausgedehnte, aber schlampig errichtete Haus – seine Reste wurden 1944 zerstört und standen bis in die 1960er – ragte etwa so hoch und breit wie das heutige Parkhaus neben der Kirche auf, reichte aber noch tiefer bis zur Annastraße.

Die Aachener wurden tatsächlich glühende Katholiken und blieben es mehrheitlich bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts, und die Jesuiten zogen unter ihren mehreren hundert Schülern viele reiche Auswärtige an – soweit war der Plan der Stadt aufgegangen. Mit den Streitigkeiten über immer neue Renovierungen der hastig hochgezogenen Kollegbauten hatte man weniger gerechnet, und auf das dem Orden überschriebene Vermögen richteten sich schon bald sehnsüchtige Blicke der durch den Dreißigjährigen Krieg gebeutelten Stadtväter. Dankbarer denn je war man für diese Einwohner nach der Brandkatastrophe von 1656.

Nicht nur überstand das Kolleg den Stadtbrand, es baute seine Funktionen sogar noch aus und ermöglichte in Aachen (das sich beim Wiederaufbau heillos verschuldete und seitdem vom Bankrott

verfolgt blieb) den Erwerb eines niederen Abschlusses als „Außenstelle“ der Universität Trier. Trotzdem ging die lange Glanzzeit der Ordensniederlassung bald nach 1700 zu Ende. Nun wurden die Jesuiten, sogar innerkirchlich, zum Symbol unaufgeklärter Rückständigkeit. Nach und nach verlor man Schüler – die Hoffnungsträger lernten anderswo. Die Stadt, stolz auf ihren Badebetrieb, aber von immer neuen Einquartierungen durchziehender Truppen geplagt, konnte weder einen Umbau des Lehrangebots durchsetzen noch Alternativen bezahlen. Schließlich ging 1773 der Papst persönlich auf Drängen katholischer Fürsten gegen „seinen“ Orden vor und löste ihn auf – Aachen stand ohne Schule da.

Als Bildung (fast) nichts kosten durfte...

Sofort begann an allen bisherigen Standorten der Sturm auf das Jesuitenvermögen. Der Bischof von Lüttich, zuständiger Oberhirt in Aachen, und der Kurpfälzer Erbe des Herzogtums Jülich lagen im Rennen vorn und drängten den Stadtrat beiseite, der vom Gründungskapital nichts sah, wohl aber das Vergnügen hatte, die Schule als bescheidene Notlösung auf eigene Kosten fortführen zu müssen... selbst das wäre beinahe am Widerstand des Domkapitels gescheitert. Die Stadt übertrug mehreren Geistlichen der ärmeren Kategorie, darunter Ex-Jesuiten, den Unterricht und bezahlte sie dafür.

Mit diesem „Gymnasium Marianum“, der ersten städtischen Schule im engeren Sinn, ging es seit seiner Gründung zuverlässig bergab. Das Kolleggebäude durfte zwar genutzt werden, war aber kaum noch bewohnbar und halb verlassen. Verloren waren die vornehmen Schüler von auswärts. Der Verfall der Aachener Finanzen drückte sich nicht zuletzt in der Zahlungsmoral aus; zuletzt schuldete man den Lehrern gut ein Jahr lang ihr Gehalt, und was ihre spärlichen Kircheneinkünfte nicht hergaben, holten sie durch dubiose Schulgeldforderungen wieder herein.

Heimatlos wurden die nicht einmal mehr hundert Schüler, als Aachen 1792 und dann endgültig 1794 von den Truppen der Französischen Republik eingenommen wurde. Das Schulgebäude wurde wie viele Kirchen- und Klostervermögen beschlagnahmt, der Unterricht – oder was von ihm übrig war – setzte sich in chaotischer Form in den Privathäusern der Priester-Lehrer fort, die um ihre Existenz und (falls sie keinen Eid auf die Republik schworen) ihr Leben fürchten mussten. Der Friede von Campo Formio 1797 machte aus der besetzten und nun völlig bankrotten Freien Reichsstadt französischen Boden und die Hauptstadt des Département de la Roer. Alle bestehenden Schulen erklärte man 1798 für aufgelöst – von den Mitteln, sie zu ersetzen, stand nichts im Dekret, also ging der Privatunterricht inoffiziell weiter. Bis man sich im kriegsgefährdeten französischen Rheinland um mehr als das tägliche Improvisieren und die bedrohlichen Auswirkungen der diversen Umstürze in Paris kümmern konnte, dauerte es seine Zeit.

Die Anfänge am Augustinerbach und Aachens Weg in die Moderne (1797 bis 1848)

Eine besetzte Reichsstadt, deren Ressourcen das revolutionäre Frankreich für seine Kriege anzapfte, verwandelte sich 1797 in französisches Staatsgebiet – wenige Jahre später gab es einen Kaiser dazu. Revolution, Modernisierung und Restauration gingen im Reich Napoleons eine einmalige Mischung ein, die für das Rheinland die Tür ins Industriezeitalter weit aufstieß. Strategische Fernstraßen wie die von Aachen nach Trier, eine gewerbefreundliche Politik und ein – anfangs – große Teile Europas erfassendes Aktionsfeld versprachen eine neue Blüte.

Die Schule der napoleonischen Zeit sollte aus den Aachenern gute Kaiserstädter machen – aber eben gut französische Bürger von Aix-la-Chapelle, die verinnerlichten, dass Napoleons Herrschaft dem

Willen Gottes entsprach. Der Sprach- und Stilwechsel in Recht und Politik, Standesämtern und Hausnummern machten den Zentralstaat allgegenwärtig. Dazu winkte den oberen Gesellschaftsschichten die Einbindung in die imperialen Eliten... wenn sie mitspielten. Ein heikler Punkt blieb neben der Kultur – Paris legte keinen Wert auf deutsche Lokalidentitäten in der Provinz – die Religionsfrage. Unvergessen waren die Priesterverfolgungen der Republik; unter Napoleon blieb die Spaltung zwischen dem auf das Regime eingeschworenen Klerus (wie Aachens neuen Bischöfen seit 1802) und den ausschließlich romtreuen Dissidenten bestehen. In den Schulen bündelten sich beide Konfliktfelder: Laien als Lehrer waren selten und wurden kaum akzeptiert, vereidigte Priester aber waren für die rheinischen Katholiken Kirchenfeinde. Bis ans Ende der französischen Herrschaft boykottierten viele die staatlichen Schulangebote.

So dachten längst nicht alle. Die Integration in den französischen Staat und seine abhängigen Gebiete eröffnete bisher ungekannte Chancen auf Karriere und beruflich-wirtschaftlichen Erfolg; Tuch und Nadelfabriken begannen in dieser Zeit ihren steilen Aufstieg. Die assimilationsbereiten Aachener Familien mussten allerdings ihre Söhne über eine höhere Schulbildung des neuen Typs, wenn nicht gar ein Universitätsstudium reif für die neue europäischen Vormacht machen. Auf die Grundschule folgte nunmehr eine „Oberschule“ (*école secondaire*), die für die Zwecke eines Kaufmanns ausreichen mochte; ein angehender Anwalt oder Lokalpolitiker jedoch benötigte Hochschulzugang, und den gab es nur an einem *lycée*. Entsprechend erbittert war die Konkurrenz zwischen den größeren Städten des Rheinlandes als Standorte für diese Spitzenexemplare der Bildungspyramide. Köln, Bonn und Aachen rivalisierten untertänigst am Kaiserhof und gegenüber der höheren Verwaltung.

Vive l'empereur?

Aachen hatte das Nachsehen – ungeachtet seines Status als Verwaltungssitz. Jahrelange Ungewissheit an der Wurm endete nach Napoleons spektakulärem Aachenbesuch 1804 mit einer kaiserlichen Schenkung. Statt der requirierten Gebäude an der Jesuitenstraße erhielt die Stadt im August 1804 das ehemalige Augustinerkloster – und wurde angewiesen, dort eine *école secondaire* einzurichten.

Die großzügige Gabe war nicht nur zweitklassig, sondern stellte mit Blick auf Zielpublikum und staatlichen Auftrag der neuen Anstalt eine „Giftpille“ besonderer Art dar. Indoktrination durch Papstfeinde in einem gestohlenen Kloster, nach deren Abschluss man kein Anwalt, geschweige denn Priester werden konnte? Lieber setzten viele Traditionalisten auf Lehrer-Geistliche aus den aufgelösten Stadtschulen – oder verschickten ihre Söhne auf Klosterschulen im rechtsrheinischen Deutschland. Ehrgeizige Familien wiederum, die zur neuen Bildungselite gehören wollten, mieden die neue Anstalt zugunsten der *Lycées* in Köln und Bonn.

Dank der anhaltenden städtischen Finanzmisere begann der Unterricht erst Ende 1805. Sechs Klassen (in jedem Fach wurde nun, wie es 2012 wieder diskutiert wird, getrennt über die Versetzung entschieden) und eine Vorschule warteten von 6.30 bis 21.00 auf Kundschaft. Viel Mathematik und Französisch, ein kurzer Deutsch- und ein an den Rand gedrängter Religionsunterricht, alles von einem penetranten Kaiserkult durchzogen, sollten die Honoratioren, Beamten und nicht zuletzt Offiziere von morgen heranbilden. Soweit die Schüler im Internat lebten, versprach man ihnen Zusatzfächer... und schicke Uniformen.

Vieles davon kam nie über das Stadium eines Werbeprospekts hinaus. Vor 1810 stagnierten die Schülerzahlen zwischen 60 und 70; das exorbitante Schulgeld für das Internat wollte fast niemand aufbringen. Ein Versuch, mit üppigen Prämien für fleißige Schüler zu werben – 1810 gab es 79 Preise auf 57 Kandidaten – und die Umbenennung auf den klingenden Titel *collège* änderten daran nichts. Abhilfe schuf ein Führungswechsel: den verheirateten Gründungsdirektor ersetzte Anfang 1811 ein Geistlicher, der bemerkenswert erfolgreiche Joseph Erckens. Schon 1812 war die Schülerzahl auf 180

geklettert, die sich im geräumigen Augustinerkloster aber immer noch verliehen – wogegen die Stadtväter sich eine Rückkehr zu den besten Zeiten des Jesuitenkollegs mit seinen kaufkräftigen Schülern von auswärts erträumt hatten.

Jetzt aber neigte sich die Liebesgeschichte zwischen der Stadt und Bonaparte dem Ende zu. Wegbrechende Märkte, Rekrutenaushebungen und Güterknappheit entzogen der Militärmonarchie, die nach 1812 lauter Niederlagen einfuhr, das Vertrauen. Aachen mit seinen 32 000 Einwohnern war bereit, sich befreien statt erobern zu lassen, als die russische Vorhut der alliierten Armee am 17. Januar 1814 einrückte. Immerhin war es in seinen französischen Jahren um gut ein Drittel gewachsen.

Preußische Pubertätsjahre

Bis die europäischen Mächte sich 1815 verständigt hatten, wie die Landkarte des Kontinents aussehen sollte, spielte Aachen als Sitz des alliierten Generalgouvernements die Hauptstadt des Rheinlands. Das hielt nicht lange vor, und zur alten Unabhängigkeit führte kein Weg zurück. Es gab keine Reichsstädte mehr und kein Reich. Zum beiderseitigen Missfallen fand man sich als preußische Untertanen wieder. Berlin wünschte sich keine isolierte Provinz voller „Papisten“, die Aachener ihrerseits fanden, sie seien vom Regen in die Traufe gekommen. Für die liberalen Fabrikanten und Journalisten galt das, seit Preußen aktiv gegen die Umbrüche der vergangenen Jahrzehnte bekämpfte, nicht weniger als für die zwar restaurativen, aber nach Rom (und Wien) orientierten Spitzen der katholischen Bürgerschaft.

Das alles traf eine Stadt, die sich veränderte wie nie zuvor. Das preußische Aachen erntete die Früchte der napoleonischen Zeit – und war Gold wert. Die Stadtmauern wurden zu eng und verschwanden; die Zwillingstädte Aachen und Burtscheid waren Vorreiter der industriellen Revolution, die über das Pionierland Belgien aus England kam. All ihre Markenzeichen hatte Aachen früher als Berlin oder das Ruhrgebiet – die Dampfmaschinen und Fabrikschornsteine, die selbstbewussten Unternehmer, die Bevölkerungsexplosion... und Epidemien, Wohnungsnot, Massenelend, Maschinensturm und Revolte. Ein halbes Jahrhundert lang, bis die an Flüssen und Kanälen gelegene Konkurrenz ihre Verkehrsvorteile voll ausspielte, veränderten Kohle, Stahl und Maschinenbau, Nadeln und die riesige Tuchindustrie Aachens Gesicht und warfen die gewohnte Sozialstruktur über den Haufen. 1864 lebten hier doppelt so viele Menschen wie 1815.

Eine der Konstanten blieb die Schule – und der Zank um sie. Direktor Erckens brachte das Kunststück fertig, im laufenden Betrieb aus dem Collège ein preußisches Gymnasium zu machen, das 1825, als Erckens ging, die ersten Abiturienten entließ und seinen Lehrerbestand schrittweise gegen Universitätsabsolventen austauschte. Genau das machte das „Königliche Gymnasium“ am Augustinerbach für militante Katholiken verdächtig, die auf den alten Privatunterricht setzten, bis er durch verboten wurde. Pfarrer Leonhard Nellesen, Ex-Privatlehrer und Kopf der Aachener Ultramontanen, warnte vor einem Trojanischen Pferd des Protestantismus und Liberalismus – gefährliche Vorwürfe in einer zu über 90% katholischen Stadt, deren Rat unter den hohen Zuschüssen zum Schulbetrieb ächzte, ohne bei Entscheidungen gefragt zu werden.

Zur Beinahe-Katastrophe kam es, als Erckens' Nachfolger Rigle die Prüfungsstandards drastisch verschärfte und die Zeit des sanften Übergangs beendete. Von Anfang an entwickelte sich eine gepflegte Feindschaft mit dem Stadtrat, dann platzte die Bombe: Rigler wurde evangelisch. Das rasche Krisenmanagement des preußischen Kultusministeriums, das zu Recht leere Klassenräume fürchtete, war erstaunlich erfolgreich: Nicht nur ernannte man 1827 einen neuen Schulleiter, der bis 1871 im Amt bleiben sollte (und die gewünschte Konfession mitbrachte), sondern man machte den Religionsunterricht gleich noch zum Abiturfach. Das Friedensangebot wurde verstanden – und angenommen. Dem geistlichen Brüderpaar Anton und Matthias Claessen, zwei führende Figuren des Domkapitels, gelang die Errichtung eines gemischten Verwaltungsrats aus Stadt- und

Regierungsvertretern und obendrein die Erhöhung des Staatsanteils an den Schulkosten. Direktor Schoen erhob umgekehrt die Feier zu Königs Geburtstag ebenso zum Fixpunkt im Schuljahr wie die Teilnahme an Prozessionen und kirchlichen Feiertagen.

Für einige Zeit war Einvernehmen hergestellt. Die von Anfang an maroden Klostergebäude blieben ein Problem, besonders weil die Wohnungen der Lehrer (samt ihren Familien) immer weniger Platz für Klassenzimmer ließen, je mehr mit der Schülerzahl auch das Kollegium wuchs. Um 1848 waren es schon mehr als 400 Söhne der Stadt, über die Rat und Regierung (seit 1841) gemeinsam das Patronat hatten. Viele angehende Priester befanden sich nun darunter, manche davon aus armer Familie. Während der Unruhen im Revolutionsjahr 1830 stand die Schule fest auf der Seite der etablierten Ordnung. Nach 1848 aber stritt man sich wieder um deutlich mehr als ums Geld.

Kulturkampf, Karlsfest, Kaisers Geburtstag – eine Schule im preußischen Rheinland (1848 bis 1901)

Die Revolution von 1848 hatte sich auch auf Aachens Straßen abgespielt; es gab Unruhen und Repressalien, begeisterte Erwartungen und am Ende die Enttäuschung des im Rheinland einflussreichen liberalen Bürgertums. Sein Verhältnis zum preußischen Staat blieb jahrzehntelang unterkühlt. Für eine Wiederannäherung sorgte indirekt die kirchennahe katholische Bevölkerung, bei der sich die aufgefrischte Angst vor einem Wertewandel mit der Abneigung gegen Preußen verband. Der Katholizismus, der schon seit 1815 konservative Wege eingeschlagen hatte, erfand sich nach 1848 neu: als absolutistische Papstkirche unter herrischer Führung der Geistlichkeit, die sich mit der betont protestantischen Berliner Monarchie schwertat und den Laien in allen Lebensbereichen Vorschriften machte. Wirtschafts- und Beamteneliten fanden sich isoliert und in Religionsfragen angefeindet, abweichende katholische Stimmen hatten mit Ausgrenzung zu rechnen. Die neue Restaurationszeit war offen polarisiert, noch ehe Bismarcks Regierung methodisch die Gegensätze zwischen katholischem Zentrum, konservativen Protestanten und den in sich gespaltenen Liberalen schürte, um einen starken Staat über eine schwache Gesellschaft zu setzen, in der Verschwörungsängste umgingen – evangelisch-liberale vor Jesuiten, katholische vor Freimaurern und universelle vor Arbeitern und Sozialisten.

Das ‚Schlachtfeld‘ dieses Sich-Auseinanderlebens war auch die Schule. Der Anteil angehender Theologiestudenten unter den Abiturienten des Aachener Königlichen Gymnasiums stieg beträchtlich; die meisten davon vertraten mit ihren Familien den neuen, rigideren Ton. Sie bestimmten das Bild in den Klassenräumen des Augustinerklosters umso stärker, als sich auch die Schullandschaft der Industriestadt Aachen zu größerer Vielfalt entwickelte. Die Bildungswege zu kaufmännischen und technischen Berufen führten nicht mehr wie früher über einige Jahre am Gymnasium. Angehende Techniker besuchten seit den 1830ern die Provinzialgewerbeschule, die bis 1893 etappenweise zur Oberrealschule aufgewertet wurde, in der jetzigen Kármánstraße Quartier bezog und sich mathematisch-naturwissenschaftlich orientierte – wir kennen ihren Nachfolger als Couven-Gymnasium. 1835 war besonders für die künftigen Kaufleute eine Höhere Bürgerschule am Klosterplatz gegründet worden; stufenweise ging aus ihr bis 1882 ein Realgymnasium mit Schwerpunkt in den neueren Fremdsprachen hervor, Vorläufer des Rhein-Maas-Gymnasiums im Gebäude, das heute das Gymnasium St. Leonhard nutzt. Nicht zuletzt nahm 1870 die Königliche Polytechnische Schule am Templergraben ihren Betrieb auf – die spätere RWTH war in ihren Anfangsjahren ausdrücklich auch für Nicht-Abiturienten gedacht.

Identitätsfragen und ein Markenname

Auf das humanistische Gymnasium angewiesen blieben also hauptsächlich die Honoratiorenberufe: Ärzte, Anwälte, einige angehende Universitätsdozenten und eben die künftigen Priester, die während der gut fünfzigjährigen Dienstzeit des Direktors Schoen bis 1867 das Selbstverständnis der Schule nachhaltig veränderten. Mit rund 400 Schülern in Schoens späten Amtsjahren waren die Klassenzimmer voller als früher, aber das Bevölkerungswachstum wirkte sich hier nicht mit ganzer Kraft aus. Anders der Wandel im geistigen Klima. Der Aachener Patriotismus während der Bismarckschen Einigungskriege war bestenfalls lauwarm und der innere Rückzug der katholischen Bevölkerungsmehrheit in ein geschlossenes System aus kirchlichen Vereinen längst im Gange, als das Papsttum 1870 – indirekt durch Preußens Krieg mit Frankreich – seine weltliche Macht verlor.

Etwa seit dieser Zeit fiel Aachen im Wettbewerb der Industriezentren allmählich zurück. Schlesien, das Ruhrgebiet und vor allem Berlin machten das Rennen. Den Mangel an großen Flüssen und Kanälen konnte Aachens Eisenbahnnetz nur mühsam ausgleichen, und auch das bloß solange, wie unter den europäischen Staaten Frieden und freier Warenaustausch herrschten. An der Wohnungsnot und am Armutproblem änderte sich durch das verlangsamte Wachstum wenig.

Die antikatholischen Töne, die den Sieg über Frankreich begleiteten, trafen andererseits auf ein katholisches Gefühl, systematisch zurückgesetzt zu werden, in das sich der ‚ultramontane‘ Impuls mischte, fester und fragloser denn je hinter der Hierarchie zu stehen – das Ende des Kirchenstaats und das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit, eine Katastrophe für die moderaten Katholiken, waren praktisch zusammengefallen. Liberale und konservativ-evangelische Kreise, beide zusammen eine Minderheit in Aachen, reagierten bei all ihrem Gegensätzen gemeinschaftlich, nämlich ‚antiklerikal‘.

In dieser gespannten Lage wurde der Nationalliberale Stauder 1871-75 Direktor des Gymnasiums und führte es stramm-staatstreu. Auch andere Lehrer schlugen diesen Kurs ein – und liefen bei der Mehrheit auf. Schon 1872 sah sich ein Geschichtslehrer nach antikatholischen Tiraden einem Tumult seiner Abiturklasse gegenüber. Zwar stand man am Beginn des „Kulturkampfes“ um die Grenzen zwischen – und die konkurrierenden autoritären Ansprüche von – Kirche und Staat, aber die Bürokratie vertuschte den Zwischenfall, statt harte Maßnahmen zu verhängen, und ersetzte Stauder später durch einen staatstreuen Katholiken. Bald jedoch wurden politische Äußerungen in der Kirche unter Strafe gestellt, Priester verhaftet oder ins Ausland gedrängt und Orden aufgelöst. Die Verfolgten waren an anderer Stelle ihrerseits Verfolger. Für Nichtkatholiken wurde die Schule, über deren Angelegenheiten das Domkapitel ja mitentschied, ein ungemütliches Pflaster – und blieb es, nachdem die Sozialdemokratie zum neuen Staatsfeind Nr. 1 avanciert war. 1881 hatten liberale Kreise des Aachener Bürgertums die Errichtung eines zweiten Gymnasiums beantragt; 1886 öffnete das „Kaiser-Wilhelm-Gymnasium“ seine Pforten. Die Kinder von Beamtschaft, Militär und Industrie, aber auch die der jüdischen Gemeinde wechselten in Scharen an die neue Schule. Wilhelm I., „Kaiser Weißbart“, mit seiner oft bekundeten Meinung zum

‚Papismus‘ war kein Namenspatron, der für konfessionellen Ausgleich stand, und der Ton am heutigen Einhard- Gymnasium geriet reichlich preußisch. Die Konkurrenz reagierte umgehend. In ihrem Namen spiegelten sich die älteren Rechte und die Gleichsetzung mit der Stadt schlechthin ebenso wie der – seinerseits zeittypische – Verweis auf das ungleich größere (und als römisch-katholisch gedeutete) Kaisertum des Mittelalters gegenüber den Hohenzollern und dem Zeitgeist. In Opposition, wenigstens zu den Gründern des KWG, nannte man sich seit 1886 „Kaiser-Karls-Gymnasium“.

Eine dramatische Entwicklung folgte diesem Schritt. Bis 1899 verschwanden sämtliche nichtkatholischen Schüler aus der Statistik des älteren Hauses. Das KKG war fortan praktisch eine katholische Bekenntnisschule und sollte es über ein halbes Jahrhundert lang bleiben. Die Schülerzahl stieg aber trotz der getrennten Wege; Solidarisierungseffekte gegenüber den antikirchlichen

Maßnahmen der 1870er Jahre mögen mitgespielt haben. Um attraktiv zu bleiben, aber auch wegen der schlichten Baufähigkeit des bald 300 Jahre alten Augustinerklosters, das relativ versteckt lag und durch eine kleinere Erweiterung kaum an Platz gewonnen hatte, brachte man wiederholt einen Neubau ins Gespräch. Aber die Stadt und erst recht die Regierung hatten es nicht eilig; die Lieblingskinder saßen woanders.

Aussöhnung und Ansehen: Statusgewinn in wilhelminischer Zeit

Ein gewisser Ausgleich vollzog sich in den 1890ern, unter dem sonst so polarisierenden Wilhelm II. Der junge Kaiser pflegte nationale, nicht mehr so sehr religiöse Gegensätze, schon weil ihn die Liberalen (Bismarcks Verbündete) weniger interessierten als „Weltgeltung“ und die Entfremdung der Arbeiter von der Sozialdemokratie. Eine Geste der Verständigung drängte sich förmlich auf: Das Karlsfest am 28. Januar lag seit 1889 in unmittelbarer Nähe von „Kaisers Geburtstag“ am 27., also ließen sich die Feierlichkeiten glücklich verbinden. Kaiser- und Kirchentreu wurden wieder zusammen erprobt und das Experiment, katholisch und patriotisch zu sein, begann. Am Vorabend des Ersten Weltkrieges und darüber hinaus stand die Schülerschaft des KKG in Sachen Nationalismus nicht weit hinter den konkurrierenden Schulen oder anderen Städten zurück.

Die Kultusminister des Kaiserreichs verwöhnten ihre Gymnasiallehrer mit häufigen Professorentiteln und Orden. Die Schülerschaft präsentierte sich – trotz Schulgeld und bürgerlichen Ansprüchen – sozial nicht ganz so exklusiv, wie man denken könnte; auch ein kleiner Anteil Arbeiterkinder (mit Stipendien und großen Finanzsorgen) mischte sich unter die angehenden Akademiker, die sich in den letzten Jahren vor dem Abitur mit Primanermütze und schwarzem Anzug als Teil der besseren Gesellschaft präsentierten. Da die benachbarte Technische Hochschule keine ‚richtige‘ Universität mit allen klassischen Fächern war, konnte das KKG sich auf geisteswissenschaftlicher Ebene als ein Zentrum für die gesamte städtische Bildungslandschaft fühlen; das Kollegium schrieb gelehrte Abhandlungen und hatte Zeit genug, wissenschaftlichen Interessen nachzugehen: zwischen Schulen und Universität waren die Verbindungen ohnehin in beiden Richtungen enger als heute.

Direktor Martin Scheins, aktiv als Lokalhistoriker und Lobbyist, fand bei den Aachener Honoratioren mehr Gehör und Unterstützung als seine Vorgänger. Die Stadtväter waren inzwischen zu großen Teilen zentrumsnah, jedenfalls überwiegend ‚gut katholisch‘ statt wie früher liberal. Das änderte die Situation entscheidend, als die Schülerzahlen von 1898 (466) bis 1901 (601) förmlich explodierten. Ein Neubau war unvermeidlich. Man griff tief in die Tasche und entschied sich, an alter Stelle nicht bloß ein Haus in passender Größe, sondern etwas Repräsentatives zu errichten.

Gelegte Grundsteine, verletzte Grenzen. Das KKG betritt das 20. Jahrhundert

Vor hundert Jahren: Der Sturz einer Bürgerschule ins 20. Jahrhundert (1914 bis 1918)

Für das KKG begann der Erste Weltkrieg als große Aufregung in den Ferien. Die Schüler liefen neben Marschkolonnen und Pferdewagen her, schleppten Butterbrote und Getränke zu den Bahnhöfen, zeigten den Weg zur belgischen Grenze... – und es zogen und fuhren ohne Ende Soldaten durch. Aachen war ein Schlüsselpunkt für die Invasion des neutralen Belgien. Bis September blieben Schüler aus Monschau gelegentlich weg, weil die Vennbahn allein für den Schlieffenplan arbeitete.

Die Schule war eingebunden. Praktisch als Teil der Mobilmachung wurde ein Notabitur für Schüler der oberen beiden Klassen abgenommen. Zwei Wochen lang, bis Mitte August, war in Aachen die Beschießung der Forts von Lüttich hörbar. Auch danach bestimmte der Krieg das Bild bis zum letzten Tag. Züge nach Westen brachten neue Einheiten, Material, Munition; Züge nach Osten luden Gefangene, Verwundete und Sterbende aus. Lazarette mit Tausenden von Betten wurden eingerichtet; die Tuchfabriken, das Hüttenwerk in Rothe Erde, die Nadelindustrie arbeiteten Heeresaufträge ab. Wie kaum eine andere deutsche Stadt war Aachen ein Nervenzentrum für die Front.

Noch fast euphorisch zählte das Schulprogramm von Ostern 1915 – laut dem das Deutsche Reich einem belgischen Überfall nur knapp zuvorgekommen war! – die Erlebnisse der bis dahin eingezogenen Lehrer und Abiturienten einzeln auf, mit denen in vielen Fällen eifrig korrespondiert wurde. Man stellte sich ein auf glanzvolle Siege, ein erträgliches Maß an Heldentod und natürlich schnellen Erfolg. Im Advent 1914 wurden im KKG wie anno 1870 Berge an „Liebesgaben“ für die Armee verpackt. Das Fehlen so vieler Lehrer, registrierte Direktor Scheins besorgt, führte allerdings zu „einer nie dagewesenen Unruhe“ bei der Unterrichtsverteilung.

Schon jetzt war der Krieg kein bloßes Aufsatzthema. Ende September organisierte die Stadt Aachen, der so etwas bisher viel zu preußisch gewesen war, paramilitärische Übungen, aus denen allmählich eine „Jugendwehr“ in Quasi-Uniform hervorging. Die Turnhalle in der Eilfschornsteinstraße war als Lebensmittellager beschlagnahmt; im November 1914 bot das Kriegsministerium an, Gefangene zu vermieten, damit die Schulen sich stattdessen

Sportplätze bauen könnten. In ihrer Freizeit waren die Schüler aufgerufen, Metall zu sammeln. Schnell wurden Milchprodukte und Öl knapp, und da Millionen von Bauernpferden an der Front waren, bald auch das Brot. Die Mehrheit der KKG-Eltern zeichnete Kriegsanleihen und begann sich zu sorgen, wann der letzte Kaffee verbraucht sein würde.

Fettarme, ruhmreiche Zeiten

Reichlich gab es zunächst Feiertage: schulfrei am 18. Dezember 1914 „wegen des Sieges über die Russen in Polen!“, in Westgalizien. Ende ebruar praktizierte derselbe Lehrer bereits ein wenig Heldenverehrung im Klassenbuch: frei „wegen des Sieges von Hindenburg“ bei der Winterschlacht in Masuren. Gleich nach der Siegesfeier begannen die schriftlichen Abiturprüfungen, denen meistens die Einberufung folgte.

Mitte März 1915 wurde das Brot rationiert – die Ära der Lebensmittelkarten begann. Wer Freunde und Verwandte in Vaals oder im Eupener Land hatte, konnte seine Rationen aufstocken; Aachens traditionelle Milch- und Butterlieferanten saßen hinter der belgischen Grenze im Herver Butterländchen und standen unter Militärverwaltung. Stattdessen wurden offiziell „fettlose Tage“ eingeführt. Bis Ostern 1915 waren zwei Lehrer gefallen und einer in Gefangenschaft, drei Abiturienten tot, einer vermisst und mehrere verwundet. Für die Geschichten der immer neuen Kriegsoffer auf den improvisierten Gedenktafeln – darunter Peter Wamich, an den das KKG in diesem Jahr erinnert – sank die patriotische Verwendbarkeit schnell. Neben der beschlagnahmten Turnhalle entstand ein „Kriegsgarten“ als Modell, wie sich die Ernährung aufbessern ließ – nicht lange, und die Schüler versuchten Essbares von dort nach Hause zu schmuggeln.

Im Juni und Juli 1915 gab es mehrmals hitzefrei („beneficium caloris“); am 4. Juni eine „Feier des Sieges in Galizien“. Am 3. August „wurde der behödl. Verfügung entsprechend auf die Bedeutung des Jahrtages der Mobilmachung hingewiesen“. er 20. September war schulfrei, weil Wilna erobert worden war, am 21. Oktober beging Preußen das 500. Herrscherjubiläum der Hohenzollern, nur im Westen gab es nichts zu feiern. Ganz normale Klassenbucheinträge fehlen nicht: „Mainz singt während des Unterrichtes, offenbar mit bösem Willen.“ Was die Schüler als Pausenbrot mitbrachten oder wer

irgendwann keins mehr hatte, ist nicht notiert worden, ebenso wenig, wer einen Familienangehörigen verlor. Am 24. September wurden drei Mitglieder der Obersekunda (11) B „wegen Erkältungsfiebers“ nach Hause entlassen. Die Obersekunda A ging am Samstag, dem 13. November die „griech[ischen] Altertümer im Ponttormuseum“ besichtigen, und am 26. und 27. Januar 1916 feierte man wie gewohnt zwei Tage lang den Geburtstag Wilhelms II. Am 6. März fehlten zwei Schüler der Obersekunda B: „Auswärtig! Plötzlicher Schneefall!“

Mobilgemachte Heimat

1916 gab es mehr „patriotische Feiertage“ als je zuvor: am 1. Mai wegen der Kapitulation des britischen Expeditionskorps im Irak, am 3. Juni wegen der als Sieg reklamierten Seeschlacht im Skagerrak, im Dezember gleich zweimal nach der Einnahme großer Teile Rumäniens, dazu einmal als Dank für die neueste Kriegsanleihe. Es gab für die Söhne und Brüder der Sieger fast nur noch gebrauchte, umgenähte Kleider, keine Schuhsohlen und kaum Seife, dafür Stoff aus Papierfasern, nicht wasserfeste Knöpfe aus Pappe – und die Sommerzeit, in der Hoffnung, Energie zu sparen. Der vermeintliche Seesieg änderte nichts an der alliierten Blockade – der Hunger wuchs. Im Juli 1916 öffnete dort, wo heute der Bushof ist, die städtische „Kriegsküche“ – unter den Tausenden, die dort auf Eintopf warteten, befanden sich mehr und mehr auch Bürgerfamilien. In den hungrigen Teenagermägen landeten während der Schlachten um Verdun und an der Somme Brot mit Sägemehlanteil, kleine Mengen Margarine und Süßstoff statt Zucker. Die Rationen der Väter und Brüder waren im Vergleich dazu ein Festessen. Dann verdarb die Kartoffelernte im Herbst 1916, und der Hungerwinter begann.

Die meisten, die an Unterernährung und Infektionen starben, waren arm, alt oder sehr jung. So erlebten die KKGer meist ‚nur‘ ungenießbare Hungerrationen, das Herumlaufen in Kleidern, die beim Waschen zu zerfallen drohten, das Warten auf Hamsterfahrten ihrer Eltern – also die generelle Verelendung. Von den Zehn- und Elfjährigen der Sexta (5) B fehlten im kalten Dezember 1916 täglich zwischen vier und zehn Jungen. Für Unfug war immerhin noch Energie da: „Holzmann hat während der Pause auf dem Schulhofe 10 seiner Mitschüler mit Juckpulver bestreut, so dass sie kaum dem Unterricht folgen können.“

Im strengen Winter 1916/17 wurden die Kohlen so knapp, dass das Militär vom 8. bis zum 18. Februar die Aachener Schulen komplett schloss; gefroren wurde zuhause mit Steckrüben, stinkendem Trockengemüse und der Hoffnung, im Frühjahr wieder Salat aus Brennesseln machen zu können. Nach der Wiederöffnung der Schulen schrieb die Quarta (7) B einen Deutschaufsatz über „Das Friedensangebot unseres Kaisers“; hinter 19 der 30 Schülernamen der Unterprima – zwei Klassen, zusammengelegt zu einer – notierte der Klassenlehrer gleich die Entscheidungen der Musterungskommission. Im Juni 1917 gab es wieder hitzefrei, am 2. Oktober erstmals eine „Hindenburgfeier“, ein Zeichen, wie die tatsächliche Macht im Kaiserreich inzwischen verteilt war. Am nächsten Tag feierte man gleich noch den Erfolg am Isonzo gegen Italien – derart verwertbare Siege waren selten geworden.

Die Auflösung

Der März 1918 allerdings weckte noch einmal Hoffnungen: „Schulfrei aus Anlass der erfolgreichen Siege in Rußland“, notierte etwas tautologisch der Klassenlehrer der Quinta (6) B am 5. März. Nicht lange nach dem Frieden von Brest-Litowsk begann die letzte große Offensive im Westen; statt Siegesmeldungen wurde im Juni

„Kriegsanleihe-frei“ begangen. Für das Schuljahr 1918/19 wurden leere Seiten in älteren Klassenbüchern aufgebraucht, weil es schlicht keine neuen gab.

Stattdessen griff das Militär mit beiden Händen nach den älteren Schülern, als die Serie deutscher Niederlagen im Westen nicht mehr abriss. Von 26 Schülern der Unter- und 14 der Oberprima, die um Ostern 1918 das KKG besuchten, wurden bis zum September insgesamt 23 eingezogen. Für alle übrigen und den nächsten Rekrutierungsschub setzte man eine schriftliche Abiturprüfung Mitte September an, gut ein halbes Jahr zu früh. Eine der letzten staatlichen Ideen, mehr Geld aufzutreiben, war ein freier Tag am 12. Oktober 1918, an dem die Schüler Briefmarken sammelten. In einigen Klassen häuften sich zu dieser Zeit Krankheitsfälle: Allein die Quinta B hatte in der Woche ab dem 30. 9. erst acht, später 14-15. Danach sanken die Zahlen langsam wieder; von der Front war die Hauptwelle der Spanischen Grippe in Aachen angekommen. Erst am 15. Oktober schloss die Stadt alle Schulen bis zum 4. November – eindeutig zu spät.

Die Novemberrevolution, der Zerfall der Obrigkeit, das Kriegsende selbst spiegeln sich mit keiner Silbe in den Klassenbüchern. Der Kaiser floh, der Waffenstillstand trat in Kraft, aber der Unterricht ging weiter. Wochenlang marschierte die deutsche Armee auf dem Rückzug durch Aachen, gefolgt von französischen, dann belgischen Besatzungstruppen. Essen und alltägliche Waren blieben noch monatelang so knapp wie zuvor. Das besetzte Aachen mit seinen über 3200 Gefallenen – 80 Lehrer und ehemalige Schüler des KKG darunter – bekam die Niederlage besonders hart zu spüren – und hatte dennoch Glück gehabt: 1919 hätten massive Luftangriffe und das Näherkommen der Front gedroht. Stattdessen brach ‚nur‘ eine Welt zusammen. Nach der Lebensqualität verflüchtigte sich für die Schulkinder jetzt auch der Staat, der sie erzogen und zum Teil des Kriegsapparats gemacht hatte. Ihre Klassenzimmer zählten zu den wenigen Orten, wo das Leben so ähnlich wie vorher weiterzulaufen schien. besonders hart zu spüren – und hatte dennoch Glück gehabt: 1919 hätten massive Luftangriffe und das Näherkommen der Front gedroht. Stattdessen brach ‚nur‘ eine Welt zusammen. Nach der Lebensqualität verflüchtigte sich für die Schulkinder jetzt auch der Staat, der sie erzogen und zum Teil des Kriegsapparats gemacht hatte. Ihre Klassenzimmer zählten zu den wenigen Orten, wo das Leben so ähnlich wie vorher weiterzulaufen schien.

Die verunsicherte Stadt. Bildung am Rand der Weimarer Republik (1918 bis 1933)

Durch den Waffenstillstand war es Aachen knapp erspart geblieben, vom Nervenzentrum zum Schauplatz des Ersten Weltkriegs zu werden. Auf die kurzen Revolutionstage und den hastigen Rückzug des Heeres folgten Einmarsch und Inquartierung der Besatzungstruppen links des Rheins. Katastrophal blieb weiterhin die Ernährung – nicht nur durch die bis zum Versailler Friedensvertrag fortgesetzte Seeblockade, sondern auch, weil das von deutscher Invasion und Besatzung gezeichnete Belgien Reparationen wollte, statt zu exportieren, und mit Eupen-Malmedy ein Großteil aller Milchprodukte wegfiel. Noch dazu drosselten Reichsregierung, Behörden und Wirtschaft im unbesetzten Teil Deutschlands jahrelang alle Lieferungen und Investitionen (sie hätten ja den Alliierten nützen können). Die Arbeitslosigkeit, durch die vielen Kriegsheimkehrer ohnehin hoch, schnellte damit weiter empor, ebenso die Wohnungsnot – für Tausende belgischer Soldaten und ihre Familien wurden Häuser in großem Stil beschlagnahmt. Das Auftreten der Belgier war demonstrativ hart, nicht zuletzt in Erinnerung an die Zerstörungen zuhause und das brutale deutsche Besatzungsregime seit 1914... das die Aachener nicht weiter registriert hatten. Man reagierte mit Gefühlen zwischen Resignation, Trotz und Hass, die sogar den verbreiteten Eindruck überboten, vom „Reich“ im Stich gelassen worden zu sein.

Zu einer Beruhigung kam es nicht. Schüler am KKG wurden in der Stadt Zeugen von Streiks und Hungerunruhen, betätigten sich manchmal als Schmuggler – durch Aachen liefen wichtige Wege für

Schwarzhandel und den Tausch starker Westdevisen gegen schwache Mark – und manchmal als Kohlenklauer, wenn Züge mit Reparationsgütern durchrollten (mitten im Aachener Revier war die Kohle knapp). Zu essen hatten sie auch als Bürgerkinder längst nicht immer genug und die Klassenräume mussten sie sich jahrelang mit Schülern teilen, die von belgischen Kindern verdrängt waren (ausgerechnet die extrapreußische Konkurrenz vom Kaiser-Wilhelms-Gymnasium hatte es getroffen). Die Räume selbst wurden schäbiger – von der Heizung bis zur Kreide liefen die Unterhaltskosten den Zahlungen von Land und Kommune davon. Zuhause erlebten die Schüler demoralisierte Erwachsene, erst recht, als 1923 die Hyperinflation zuschlug und jene Ersparnisse der Mittelschicht auffraß, die nicht in Kriegsanleihen geflossen waren. Die Löhne stiegen nie so schnell wie die Preise. Väter in exponierten öffentlichen Positionen und auch einige Lehrer wurden als Strafmaßnahme der Interalliierten Kommission aus der belgischen Zone ausgewiesen. Andere mussten als Geiseln auf Reparationszügen mitfahren, besonders seit sich rund um die Ruhrbesetzung 1923 die Sabotageakte und tödlichen Anschläge gegen die Besatzungsarmeen häuften.

Ausgangssperren und „Rheinlandkampf“: Barrikaden in Straßen und Köpfen

Von der geistigen Entwicklung im Rest Deutschlands bekam Aachen nur sehr begrenzt etwas mit – und das eher durch die negative Brille. Die Gehversuche der jungen Republik, der schnelle Wechsel der Regierungen, der Streit der Parteien kamen in einer ökonomisch gebeutelten Region besonders schlecht an. Ob man dazugehören wollte, klärte sich erst mit dem Versuch, Ende Oktober 1923 mit Unterstützung der örtlichen belgischen Kommandantur eine Rheinische Republik auszurufen und in Aachen durchzusetzen. Die Innenstadt wurde zwei Wochen lang zur Kampfzone, in Hörweite des KKG war das Rathaus belagert. Nach dem Ende der blutigen Unruhen mit Straßensperren, Verschleppungen und Lynchmorden war die Option der Separatisten gründlich diskreditiert. Die immer noch tiefsitzenden antipreußischen Gefühle – die noch immer fast durchweg katholische Schulgemeinde des KKG war wie geschaffen dafür – waren nicht so stark wie die Angst, von Belgien dauerhaft einkassiert zu werden.

Die KKGer standen wie alle Kinder und Jugendlichen im Zentrum einer politischen Offensive. Lokal wie von jenseits des Rheins wurde die bewusste Erziehung zum „Deutschtum“ verlangt, das Rheinland und speziell die Aachener Region zur „Westmark“ mit Bollwerksfunktion erhoben. Selbst das Öcher Schängchen wurde 1921 keineswegs zu Unterhaltungszwecken gegründet, sondern um den Kindern einzuschärfen, dass sie samt Aachen seit Urzeiten zu Deutschland gehörten. Zur Jahrtausendfeier des Rheinlandes – die Ausstellung fand im Krönungssaal statt – gab es 1925 schulfrei. Im selben Jahr erhielt das KKG mit Aloys Billen einen aus der französischen Zone ausgewiesenen Direktor, der gut zum wachsenden nationalkonservativen Zug und der Angst vor politischem Chaos passte.

Von den schüchternen schulpolitischen Aufbrüchen der bedrängten Weimarer Republik wirkte sich wenig aus – die Prügelstrafe wurde abgeschafft, das war fast schon alles. Ansonsten hätten Schüler aus der Kaiserzeit das geistige Ambiente mühelos wiedererkannt. In der ersten Zeit nach 1918 brachte das KKG zahlreiche Kriegsheimkehrer in Sonder- und Notkursen durchs Abitur; in der Folgezeit entschieden sich vielleicht etwas mehr Abiturienten für kaufmännische, technische oder naturwissenschaftliche Wege als zuvor, schon weil die Inflation zahlreiche bürgerliche Familienvermögen aufgefressen hatte und jeder sein Geld im Zweifelsfall schneller selbst verdienen musste. Der Anteil künftiger Theologen blieb aber unverändert hoch, während der politische Einfluss der Kirche über die Zentrumsparterie eher noch wuchs. Die neue Armut (im Vergleich zur wilhelminischen Zeit) ging also leicht gedämpft weiter.

Akut war die Sorge, ‚die Jugend verwahrlosen‘ zu sehen, an Verunsicherung, Gewaltszenen und die Lockungen einer kaum regulierten Medienlandschaft... nicht zum letzten Mal im 20. Jahrhundert. Als

die national bis völkisch gestimmten „Deutschkundler“ in der Pädagogik es 1927 schafften, über das preußische Kultusministerium höhere Anteile von Deutsch, Geschichte, Religion und Erdkunde in die Lehrpläne zu bringen – mit Ziel, den Nationalcharakter und das Gefühl ethnischer Verwurzelung zu stärken, dabei aber auch stärkere Grenzen zum Rest der Welt zu ziehen – missfiel das sogar den klassischen Philologen nicht ganz, der tonangebenden Fraktion am KKG, die dadurch zwar Latein- und Griechischstunden abgab, aber auf die eigenen Angebote in Sachen Rückgrat und Moral verweisen konnte. Auch als die Strenge des Besatzungsregimes sich lockerte und das im Vertrag von Versailles für die Räumung Aachens festgesetzte Jahr näherkam, blieb die Stimmung in der Bildungsschicht unversöhnlich. Es wurde mehr in Grenzen gedacht als zuvor, autoritärer auch, und die Stadt kehrte ihrer Nachbarschaft innerlich den Rücken, ohne richtig zu registrieren, dass sie in den „Goldenen Zwanzigern“ lebte.

Vom Regen in die Traufe

Am 1. Dezember 1929 zogen, wie sich längst abgezeichnet hatte, die belgischen Okkupationstruppen (immer noch mehrere tausend Mann stark) aus Aachen ab. Turnvereine und Studentenverbindungen, überhaupt alles, was etwas Uniformartiges trug, marschierten als Militärsersatz in einem Fackelzug auf den Markt. „Schwache Völker zählen nicht“, verkündete Oberbürgermeister Rombach – ein Mitglied des katholischen Zentrums, kein Rechtsnationalist – und beschwor Zusammenhalt und Stärke, während aus dem Einmarsch in Belgien 1914 und dessen Folgen der erfolgreiche Schutz Deutschlands und Aachens „vor den Greueln des Krieges und dem Untergange“ wurde. Man fühlte sich als Opfer und als Sieger des „Rheinlandkampfes“ zugleich in der Tradition der Kriege gegen Napoleon, wie schon die Wortwahl verriet. Vom Volk war viel, von der Republik nur ganz am Rand die Rede. Nachdenkliche Stimmen gab es sehr wenige, gerade auch im bürgerlichen Milieu des KKG. „Ihr, meine jungen Freunde, sollt einst dies Reich nach innen und außen weiter ausbauen“, gab Rombach am verregneten nächsten Abend den Aachener Schülerinnen und Schülern mit, die in einem Sternmarsch auf den Markt geführt worden waren – ein ziemlich deutlicher Auftrag, mindestens die alten Staatsgrenzen zurückzuholen und jedenfalls die Position als europäische Großmacht. Mit einer ökonomischen Blütezeit rechnete man fest.

Nach der Euphorie traf die Weltwirtschaftskrise eine Stadt, die seit Jahren eine überdurchschnittlich hohe Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot mit sich schleppte, doppelt hart. Bauprojekte blieben liegen, weitere Fabriken schlossen; es gab Straßenschlachten der paramilitärischen Kampfverbände aller politischen Lager. Die Feiern zur Errichtung des Bistums Aachen 1930 – das KKG, durch die institutionelle Nähe zum Domkapitel nicht rechtlich, aber faktisch eine kirchliche Schule, feierte kräftig mit – waren für lange Zeit der letzte größere Lichtblick. Autoritäre, schließlich offen demokratiefeindliche Regierungen in Berlin sendeten widersprüchliche Signale. 1932 entmachtete das Kabinett Papen die sozialdemokratische preußische Landesregierung; Verwaltungsbehörden und Kommunen sahen sich teils in einen Loyalitätskonflikt gestürzt, teils gaben sie sich der weitverbreiteten Hoffnung auf mehr Ordnung hin, die (wie so oft) in irgendeiner Form von oben kommen sollte.

Revolutionsängste lagen in der Luft, die sich auf die gut 20% Anhänger der stalintreuen Kommunisten in Aachen richteten. Etwa gleich viele gaben ihre Stimmen bei den letzten freien Wahlen den Demokratiefeinden auf der extremen Rechten, DNVP und NSDAP. Damit waren sie an den Urnen zusammen ungefähr ebenso stark wie das katholisch-konservative Milieu, so laut sie sich auf den Straßen bemerkbar machten. Ende Januar 1933, als die Nachricht vom nächsten Regierungswechsel kam, war ganz im Westen Deutschlands der Eindruck, dass mit dem Kabinett Hitler eine besondere Veränderung verbunden sei – ob zum Guten oder zum Bösen – eher die Ausnahme, beim Mittagessen wie auf dem Pausenhof.

Keine besonderen Vorkommnisse? Das KKG im „Dritten Reich“ (1933 bis 1939)

Eine ältere Erzählung besagte, dass die Schule nach dem 30. Januar 1933 in den Modus innerer Selbstbehauptung gegen eine furchtbare Außenwelt wechselte und mutig Freiräume sicherte, in einer schlimmen Zeit, aber nicht eigentlich Teil dieser Zeit. Das ist etwas weniger als die halbe Wahrheit. Schule als geschützter Raum nach eigenen inneren Gesetzen – schrulligen oder befreienden – ist ein Sehnsuchtsbild, das seinen Charme behalten hat, oder es gäbe weniger Harry Potter-Fans. Schule in einem totalitären Staat, der auf Menschen aller Altersstufen zugreift und Menschen nach eigenem Geschmack erzieht, hat nicht die geringste Chance, diesem Bild zu ähneln.

Das KKG geriet von Anfang an nicht als Insel der Resistenz ins „Dritte Reich“. Direktor Aloys Billen zeigte sich über Hitlers Regierungsauftrag offen begeistert und gab auf eigene Kappe einen Tag schulfrei, als NSDAP und sonstige Rechtsparteien die Reichstagswahlen vom 5. März mit knapper Mehrheit gewannen. Das erste Schulprogramm in Zeiten der „nationalen Erhebung“ meldete stolz die Anschaffung eines Radios zum Empfang von Führer- und sonstigen Reden. Billen selbst schaffte es noch knapp vor dem Aufnahmestopp im Mai 1933 in die Reihen der Parteimitglieder – für die spitzen Zungen von damals war er ein „Märzgefallener“ und ergänzte seine Rolle als rheinischer Verbandschef der Schuldirektoren um die Mitwirkung in einer Kommission, die an den Lehrerentlassungen und -bestrafungen im Rahmen der Gleichschaltungsgesetze beteiligt war. Schon im März 1933 wurde der Stadtdechant in einer Änderung der Patronatssatzung aus dem KKG-Kuratorium herausgeschrieben. Die Änderungen in der Schulpolitik führten zu Reaktionen, wie sie durchaus zeitlos sind. Man deutete Zwänge zur Materialbeschaffung als Chancen (das Radio ebenso wie später neue Schulbücher oder Tafeln über „Rassenkunde“ und „Erbgesundheits“), signalisierte freudige Aufgeschlossenheit durch neue Unterrichtsformen und registrierte aufmerksam das Verhalten der Entscheidungsträger. Restlos wohl war den Beteiligten damals aber von Anfang an nicht. Die Angst vor einer großen Terrorwelle des neuen Regimes, die auch andere als Kommunisten und Sozialdemokraten treffen könnte, verschwand erst mit den Morden vom 30. Juni 1934. Kirchenfeindliche Tendenzen der Partei konnten für das innig mit Ortskirche und Domkapitel verbundene KKG zum Problem werden, das machten die gemischten Signale klar – Reichskonkordat und Höflichkeiten auf Bischofsebene einerseits, Auflösung katholischer Verbände und früh einsetzende Repressalien andererseits.

Wem gehört die Jugend?

In den verschiedenen Kreisen der Schulgemeinde herrschte modifizierte Euphorie, „Fanatischer“ Nationalsozialist, damals ein Kompliment, war auch Billen nicht, der es grandios fand, dass „Deutschland erwache“, aber den Unterricht deswegen um keinen Preis leiden sehen wollte. Die Revision der europäischen Nachkriegsordnung mit allen verfügbaren Mitteln war auch im Aachener Bildungsmilieu anschlussfähig, Xenophobie, Uniformen und Unterordnung, Furcht vor der kommunistischen Gefahr und Alltagsantisemitismus ebenso – dass sich weit mehr anbahnte, wurde schon deutlich, als Billen nur mit größter Mühe den Sohn eines jüdischen Weltkriegsteilnehmers an der Schule halten konnte, wie er es als Nationalist alten Typs für korrekt hielt.

Besondere, teils amüsante Sorgen bereitete das Werben des Regimes um seine jungen Staatsangehörigen. Eine Erziehungshaltung, der strikte Aufsicht über alles ging, herrschte weiterhin in den meisten Klassenräumen des KKG und an etlichen Familientischen; die Botschaft, der neue Staat schätze nichts so sehr wie die Jugend und wolle ihr Eigenverantwortung übertragen, wirkte genau vor diesem autoritären Hintergrund als Werbung für die Scheinautonomie der uniformierten Staatsjugend

mit Kameradschaft, Fahrten und Geländespielen. Verbissen stürzte sich die KKG-Direktion ins mehrjährige Gerangel zwischen Lehrerschaft und HJ-Führung, wessen Aufgabe die Indoktrination der Schüler sei. Vorsorglich setzte Billen schon Mitte 33 „nationale Schulungsstunden“ in der Unterrichtszeit an, noch ehe das vorgeschrieben wurde. Vom besonders stark katholisch sozialisierten Anteil der Schüler reagierten einzelne mit Verweigerung und kleineren Akten der Rebellion.

Derselbe Staat, der die Jugend so liebte, bestellte (und erhielt) ausführliche Gutachten zu Familienhintergrund und politischer Einstellung der Abiturienten; auch wenn Billen einzelne in Schutz nahm, funktionierte das KKG damit als Instanz zur Herstellung der „Volksgemeinschaft“ durch sozialen Druck und die Abdrängung Missliebiger. Studieren sollten selbst Zuverlässige künftig nur zu einem kleinen Teil; man hatte andere Verwendungen im Auge. Der NS-Staat erfand daher das Abitur ohne Hochschulreife und geizte fortan mit dem Universitätszugang. Auf die Abiturienten wartete seit 1935 der Reichsarbeitsdienst, anschließend die Wehrmacht, zusammen zweieinhalb Jahre Fremdbestimmung.

KKG mit Hakenkreuzfahne – kein totaler Staat à la carte

Es gab fortan mehr Sport Biologie, Geschichte und Deutsch, auf Fahrten auch paramilitärischen Unterricht, dazu „nationales Liedgut“ jeden Alters, Führerkult und Fahnenappelle. Schädelumfänge und Stirnneigungen wurden gemessen, heldentodfreundliche Dichter gelesen, deutsche Siege der Vergangenheit mit dem Aufstieg der „Bewegung“ kombiniert. Für die unteren Klassen gab es aus Liebe zur Jugend außerdem die Wiedereinführung der Prügelstrafe.

Noch weiter als dieses Pflichtprogramm gingen jene Lehrer, die in der Schülererinnerung als „Überzeugte“ haften geblieben sind. Es waren mehr als ein oder zwei ‚Quotennazis‘, sie waren im Kollegium längst nicht so isoliert, wie das aus dem Rückblick zu gern berichtet wurde, und noch lange nach 1945 saßen fassungslose neue Schülergenerationen einzelnen Exemplaren dieses Typs gegenüber – Beschwerden wurden ignoriert und im offiziellen Selbstbild der Nachkriegszeit an den Rand gedrängt. Die Geschichte der Versetzungen, Beförderungen und der Änderungen im Umgangston ist noch ungeschrieben. Und es wurde teils von außen gespäht, teils von innen denunziert: von Lehrern, Schülern und Eltern gleichermaßen. Die deutlichste Folge davon war die Versetzung des Religionslehrers und Domkapitulars Dr. Selhorst nach Düren, von wo er später 1942 ins Konzentrationslager verschleppt wurde.

In der Schulleitung kam es 1935 nach längeren Anläufen zu einer Personalrochade. Aloys Billen wurde gegen den in Bonn missliebig gewordenen Wilhelm Dresen ausgewechselt; beide folgten der Linie, dass Ordnung und Schulunterricht absolute Priorität haben sollten, doch machte Dresen aus seiner Zugehörigkeit zum katholischen Milieu kein Geheimnis und war noch kein Parteimitglied (was er in Aachen jedoch später nachholte, um dem Druck auszuweichen). Mit ihm übernahm ein ausgesprochener Taktierer die Geschäfte, der statt einer musterhaften Außenbilanz – wie vor ihm Billen – im Lauf der Zeit mehr und mehr auf das Erfinden intelligenter Ausflüchte setzte, falls Dresen eine Anweisung erstens nicht passte und zweitens ein Schlupfloch zu erkennen war. An ein offen unkooperatives Verhalten war schlicht nicht zu denken.

Die lokale Situation war für ihn anfangs nicht ungünstig: Die lokale Parteiführung war bildungspolitisch desinteressiert, der Aachener Schulrat leistete Lobbyarbeit für das KKG und unternahm mehrere Versuche, das „preußische“ Kaiser-Wilhelm-Gymnasium aufzulösen und dessen Schüler dem KKG zuzuschlagen. Während die kirchlichen Privatschulen in die Enge getrieben wurden, gelang es der – notorisch stark kirchlich geprägten – ältesten weiterführenden Schule am Platz sogar, ihr humanistisches Profil vor der Einführung der Einheits-Oberschule 1938 zu retten. Wie alle anderen vollzog sie die Verkürzung von neun auf acht Jahre Gymnasium mit, die der Wehrmacht, nicht wie bei

der späteren G8-Reform der Wirtschaft nützen sollte.

Die neue Welle antikatholischer Propaganda ab 1937 deutete an, dass der Spagat zwischen ideologischen Vorgaben und religiös geprägtem Schulumilieu schwerer, nicht leichter werden würde. Äußerlich war und blieb das KKG eine Schule im Nationalsozialismus wie viele andere auch mit einer in wechselnden Graden angepassten Kollegiumsmehrheit und mit Schülern, die es überwiegend normal fanden, wie sie lebten.

Innere und äußere Zerstörungen (1939 bis 1944)

Mit dem Kriegsausbruch begann für Aachen ein emotionales Wechselbad: während des Überfalls auf Polen Skepsis und Angst als dünn verteidigte Grenzstadt, für die Evakuierungspläne bereitlagen, in den Monaten darauf der Aufmarsch der Truppen, welche Belgien und die Niederlande überrollen sollten. Die unverhofft schnellen Erfolge der Wehrmacht sorgten im Mai und Juni 1940 auch bei denen für verhaltene Euphorie, die eine Revanche für 1918/19 als wünschenswert ansahen, denen aber der nationalsozialistischen Herrschaftsstil missfiel.

Ein Großteil der klassischen KKG-Klientel fiel in diese Gruppe, ihre Kinder nicht unbedingt. Anfangs lieferte der Krieg viele romantisierbare Abenteuer Geschichten im Verhältnis zu den eigenen Verlusten, wenn man nicht zu genau hinsah. Die Indoktrination in Jungvolk und HJ, durch die Medien, die Unterrichtsmaterialien und etliche Lehrer zeigte Wirkung. Gleichzeitig betonten sich Schulleitung und Kollegiumsmehrheit teils von sich aus stärker die Rolle als katholische Schule, teils wurden sie durch eine feindselige Außenwahrnehmung als „klerikal“ und bürgerlich-elitär dorthin gedrängt. Dem prominentesten Teil der Elternschaft, Honoratiorenfamilien und gehobenem Bürgertum war das nur recht; die antikirchliche Strömung im NS-Regime schwoll seit 1937/38 an, noch dazu lieferte der Krieg immer neue Vorwände, um Gottesdienstangebot und kirchliche Aktivitäten einzuschränken, von Drohungen, Repression und Terror gegen missliebige Akteure im Katholizismus abgesehen – die Konzessionspolitik Roms und der Bischofskonferenzen seit 1933 war zu weiten Teilen gescheitert. Noch vor den ersten militärischen Misserfolgen fühlten sich auch nationalkonservative Aachener Katholiken ernüchert.

Vordergründig begann vieles wie 1914: Rationierungen, Notprüfungen, Einberufungen von Lehrern, Abiturienten und Angehörigen, Wehrmachtswerbung in der Schule. Doch die Unterschiede waren unverkennbar. Auf Kosten des besetzten, bald schon hungernden Europa blieben in Hitlers Reich die Rationen ungleich besser; umgekehrt war der paramilitärische Drill ebenso allgegenwärtig wie die Gefahr aus der Luft. Viele Schülerfamilien wohnten bald Haus an Haus mit Zwangs- und Sklavenarbeitern, die keineswegs nur unsichtbar in Barackenlagern am Stadtrand lebten; andere konnten von ihrem Fenster aus sehen (wenn sie wollten), wie die Judenhäuser mit Nachbarsfamilien und einstigen Schulkameraden vollgestopft wurden – ehe man sie mäßig unauffällig verschwinden ließ. 1940 war der letzte jüdische Schüler zum Verlassen des KKG gezwungen worden.

Kindersoldaten

Mitten auf dem Weg von England zum Ruhrgebiet bot Aachen sich als Ziel für Ablenkungsmanöver oder verspätete Abwürfe heimkehrender Bomber an. Der Verkehrsknotenpunkt produzierte obendrein vom Feinmechanik und Uniformen über Autoreifen und Gasmasken-Sichtgläser bis hin zu Konserven allen möglichen Armeebedarf. Entsprechend häufig heulten die Sirenen. Lange vor dem ersten größeren Angriff am 10. Juli 1941 hatte es schlaflose Nächte gegeben. Wer das konnte, verbrachte sie im Umland – bevorzugt in den besetzten Gebieten, die seltener angegriffen wurden.

Ende Januar 43 wurde die Einberufung der 15-17-Jährigen als Luftwaffenhelfer verfügt. Direktor Dresen stand ganz auf der Seite zahlreicher protestierender Eltern, während die betroffenen Schüler anfangs teils in Abenteuerstimmung waren, teils zumindest den Unterrichtsausfall begrüßten. Weil in den Flakstellungen rund um Aachen der Unterricht stark gekürzt weiterlief, hatten die Jugendlichen vom KKG den Vorteil, dank ihres Lehrplans mit Latein und Griechisch zusammenbleiben zu können – wurden umgekehrt aber Zielscheibe für die Schikanen von Unteroffizieren und einigen Gleichaltrigen, nicht ohne mitunter selbst die Nase etwas hoch zu tragen. In die langen Tage mit Unterricht und Hausaufgaben, Drill und Militärroutine mischten sich immer mehr Alarme, die leicht sechs oder sieben Nachtstunden rauben konnten. Aus Wut, nach einer weiteren Alarmnacht zum Lernen aufstehen zu müssen, ließen die KKG-Flakhelfer in der Beverau eines Tages den unerbittlich angereisten Lehrer vorsätzlich im Kalten sitzen; er starb bald darauf an einer Lungenentzündung.

Dresen, „Verbindungslehrer“ zur Luftwaffe für alle Aachener Schüler, trug Briefduelle um Ersatzschuhe für die Lehrer aus, die per Fahrrad zu den Stellungen hinausfahren, oder forderte vergeblich mehr physische Schonung der übermüdeten Teenager ein. Um Konkurrenz in Disziplin- und Autoritätsfragen ging es dabei ebenfalls; die Entrüstung, Unteroffiziere im Lehrerzimmer über die Versetzung beraten zu hören, war groß, ebenso die Provokation, als ein Feldwebel die Jungen mit einem Lied, in dem das Wort „Popo“ vorkam, zum Sachunterricht in die Schule marschieren ließ. Die Freiheit, sich ein ganzes Stück selbstbewusster benehmen zu können, wurde durchaus geschätzt und gegen Lehrer wie HJ-Funktionäre verteidigt, ihr Preis – Lebensgefahr und die Konditionierung für den Krieg – erst langsam wahrgenommen. Andererseits gingen Jugendliche aus ihren Stellungen zur nächsten Sonntagsmesse, auch ohne Erlaubnis; hier war man sich mit Dresen einig, unter dessen Nase sich illegal eine Gruppe der katholischen Jugendorganisation „Bund Neudeutschland“ weiter traf.

Das tägliche Zusammenleben mit zum Dienst gezwungenen sowjetischen Kriegsgefangenen und wallonischen Altersgenossen – viele Schüler aus dem annektierten Teil Belgiens erhielten außerdem regulären Unterricht am KKG – konnte ebenfalls nachdenklich stimmen, erst recht die ersten eigenen Toten.

Zerstörung

Dresens Geschick als Behördentaktiker zahlte sich aus, als der große Angriff vom 14. Juli 1943 Entsetzen und Fluchtbewegungen in Aachen auslöste. Die Eltern des KKG, dessen Kirche ausgebrannt war, protestierten so energisch, dass ihre Kinder dablieben, als im September zahlreiche Gleichaltrige zwischen 10 und 14 mit der „Kinderlandverschickung“ aus der Stadt in entlegene Regionen transportiert wurden. Auch war die von KKG-Luftwaffenhelfern bemannte Batterie nicht unter denen, die – gegen alle Zusagen – Anfang 1944 zeitweise von Aachen ins Ruhrgebiet verlegt wurden und dort unter miserablen Bedingungen wohnten; die Sonderrolle des Direktors, der gekonnt auf seine lautstarken, einflussreichen Schülereltern verwies und gegen Heldentodideen anging, wo er konnte, machte sich bezahlt.

Es gab nicht nur von den Fronten Todesnachrichten. Monat für Monat wurden seit Mitte 1943 Schüler und Lehrer wohnungslos, verloren Familienangehörige durch Bomben oder starben selbst. Die Einberufungen im Kollegium häuften sich so sehr, dass erstmals Lehrerinnen einige Lücken schlossen – in der Geschichte der männerzentrierten Schule bis in jüngste Zeit ein eher verdrängtes Kapitel. Luftalarme trieben in die Kellerräume, Trümmer versperrten den Schulweg. Knapp drei Wochen lang fiel im Februar und März 1944 mehrmals der Unterricht aus, weil Explosionen in nächster Nähe Glassplitter und Mobiliar durch die Räume verstreut hatten.

Alles Bisherige übertraf die Nacht des 11. April. Burtscheid und die Innenstadt wurden zerstört, fast alle anderen Stadtteile hart getroffen; man zählte etwa 1600 Tote, darunter viele aus der

Schulgemeinde und zwei ihrer eingezogenen Flakhelfer. Der Rest des barocken Kreuzgangs und ein Großteil des Hofflügels waren eingestürzt, Dächer und Obergeschosse der noch stehenden Gebäudeteile ausgebrannt. Auch die nahe Turnhalle gab es nicht mehr. Notdürftig wurde vom Mai an in den noch benutzbaren Räumen wieder unterrichtet. Die Aufräumarbeiten im Rest der Schule blieben stecken, auch weil zwei neue Angriffe am 25. und 28. Mai auf die Umgebung der Aachener Bahnlinien Hunderte weiterer Toter forderten. Eine Anweisung zur Auslagerung der Schule verstand Dresden abzuwenden.

Dennoch gab es das KKG ab dem Spätsommer 1944 fast nur noch als Verwaltungseinheit. Das halbzerstörte Gebäude am Augustinerbach wurde sich selbst überlassen; die stetig schrumpfende Zahl der Aachener Oberschüler war in der heutigen Musikschule am Blücherplatz untergebracht, begleitet von einer Handvoll dezimierter Kollegien und Sekretariate. Dresden gelang es, einige eigene Räume in der Volksschule am Marienbongard zu bekommen, und dorthin zog man aus der „Restschule“ zum 24. 8. um, während die alliierten Truppen gerade zur Befreiung von Paris ansetzten. Viel geschah nicht mehr. Noch vor dem Evakuierungsbefehl, der am Abend des 11. September für die gesamte Zivilbevölkerung einging, brach der Unterricht ganz zusammen; unter chaotischen Umständen räumten Stadtverwaltung und NS-Funktionäre – soweit sie sich nicht als erste abgesetzt hatten – die Stadt, die inzwischen fast im Handstreich eingenommen worden wäre. Stattdessen lag sie wochenlang unter amerikanischem Beschuss und wurde dann zum Schlachtfeld. Vielleicht 6000 Menschen, fast nur Erwachsene, versteckten sich bis zum Ende der Kämpfe am 21. Oktober in den Kellern. Von rund 163 000 Einwohnern zu Kriegsbeginn waren gut 2500 Zivilisten umgekommen und fielen bis zum Kriegsende etwa 4300 als Soldaten. Verhaftete, Verschleppte, vom Regime Ermordete, Verletzte und Verstümmelte, Ausgeplünderte, in der Evakuierung Vergewaltigte und an in Friedenszeiten harmlosen Krankheiten Gestorbene entzogen sich den Statistiken. Flüchtlinge waren so gut wie alle Überlebenden.

Trümmerbeseitigung und Kontinuitätsanspruch (1945 bis 1958)

Aachen wurde der Testfall für alle Probleme, denen die alliierte Besatzungsherrschaft in Deutschland gegenüberstand. In der stark zerstörten Stadt ging es erst einmal um Fragen wie Ernährung, passierbare Straßen und die Unsicherheit der verbliebenen Einwohner, ob Front und NS-Herrschaft wirklich nicht zurückkommen würden – einige Tage lang sah es Ende Dezember 1944 genau danach aus. Die Hauptpriorität der US-Militärregierung und ab Juni 1945 ihrer britischen Nachfolger lag neben Alltagsfragen darin, Täter und Funktionäre des NS-Regimes festzusetzen, seine Institutionen aufzulösen... und der Frage nachzugehen, wie weit die Verflechtungen des „Dritten Reichs“, seiner Ideologie und seiner Verbrechen mit der deutschen Gesellschaft, ihren traditionellen Instanzen und Akteuren reichten.

Der Bildungsbereich musste sich erst einmal hintenanstellen – nicht zuletzt, weil Schulen und Universitäten aus angloamerikanischer Sicht massiv dazu beigetragen hatten, die Deutschen kriegsbegeistert und menschenverachtend zu machen, und zwar schon vor 1933. Sogar mit Schulen ohne Fensterscheiben und Heizwärme, Hefte oder Kreide konnte man (wie sich später zeigte) irgendwie arbeiten; das Problem, welche überlebenden Lehrkräfte und Bücher nicht heillos durch Militarismus und totalitäre Ideologie korrumpiert waren, bereitete deutlich mehr Kopfschmerzen.

Dennoch hatte Aachen früher als andere Städte nicht nur Zeitungen und offene Banken, sondern auch ein aktives Schulsystem. Das teils ausgebrannte, teils eingestürzte Gebäude des KKG stand zunächst weiterhin leer, weil es kein Reparaturmaterial gab. Im Oktober 1945 eröffnete der neue Direktor Dr.

Peter Schmitz – erzkatholischer Veteran des KKG-Kollegiums mit dem Vorteil, formal wie in der Sache als unkompromittiert zu gelten – den Unterrichtsbetrieb mit 165 Schülern in den Räumen des heutigen Sitzes der Philosophischen Fakultät der RWTH in der Kármán-, der damaligen Vinzenzstraße. Ein Jahr später hatte sich die Schülerzahl durch Heimkehrende, entlassene Kriegsgefangene und Flüchtlinge mehr als verdoppelt; mit der zeittypischen Mischung aus Improvisation, Plündern und einflussreichen Kontaktpersonen überstand die Gemeinschaft der Unterernährten die schlimmste Phase der Nachkriegszeit. Im September 1948 zog sie, schon wieder über 600 Köpfe stark, in die notdürftig bewohnbaren und noch notdürftiger reparierten Gebäudeteile am Augustinerbach ein.

Schule als moralische Zukunftsversicherung

Die Verwaltung der britischen Besatzungszone neigte zur Auffassung, das katholische Milieu habe sich grundsätzlich eine Distanz zum NS-Staat bewahrt; der aufkommende Ost-West-Gegensatz verlieh der kirchlich-konservativen und damit gleich zweifach antikommunistischen Linie weiteren Auftrieb. Noch vor Entstehung der Bundesrepublik Deutschland war schon das 1946 gegründete Nordrhein-Westfalen durch die neue CDU geprägt, die erst 1967 endgültig die Regierung abgeben sollte; die früher Bonner Republik war von Funktionären und Forderungen beider Kirchen – mit einem markanten Vorsprung der katholischen Bischöfe – so stark beeinflusst wie noch keine gesamtdeutsche Zentralregierung.

Die neue Sicht auf die letzten Jahre lautete gerade im Rheinland: Dämonische Kräfte hatten mit den Mitteln der gott- und traditionslosen Moderne (unter Mitwirkung des nun aufgelösten protestantischen Preußen) Millionen Unschuldiger auf mysteriöse Weise gelähmt und irreführt. Überproportional oft verwies man auf die „Verführung der Jugend“ zur Missachtung von Eltern und pädagogischen Ersatzvätern – dass der NS-Staat deren Autorität ganz für sich gewollt hatte, war dabei zweitrangig. Die Gestapo, jugendliche Widerworte und die Kriegszeit als angebliche Phase des sexuellen anything goes verschmolzen zu ein und derselben „Unmoral“. Dementsprechend lautete das Rezept, Kinder und Jugendliche mindestens so streng zu erziehen wie vor dem Krieg (und die Prügelstrafe in den Schulen, ein Erbe der NS-Gesetzgebung, blieb bestehen). Die tonangebende Strömung der Nachkriegsgesellschaft sprach und handelte in Familienfragen bedenkenlos autoritär – in der Überzeugung, so der nächsten Diktatur, diesmal unter Hammer und Sichel, vorbeugen zu können und ihre Kinder nicht wieder sterben sehen zu müssen.

Das KKG verscrieb sich in der Zeit von Wiederaufbau und unerwarteter Nachkriegskonjunktur dieser Geschichtsdeutung geradezu offiziell. Der Schock des Bildungsbürgertums wie der Lehrerschaft, jüngst aus der Deutungshoheit in die Bedeutungslosigkeit verdrängt worden zu sein, saß tief. Man setzte ganz auf Tradition und den Ruf zur inneren Umkehr; schon zum 350. Schuljubiläum 1951 verkündete Schmitz in der (für damalige Verhältnisse glanzvollen) Festschrift, letztendlich hätten die gott- und kulturlosen Techniker das NS-Regime getragen und hätte das von ihnen verachtete humanistische Gymnasium Deutschland retten können. Das war nicht ganz so selbstgerecht, wie es klingt – die nahe RWTH mit ihrer einst tiefbraunen Studentenschaft und etlichen Dozenten vom gleichen Schlag blieb jahrzehntelang ein notorischer Rückzugsraum für großdeutsche Nostalgiker. Giftige Kommentare sind das Mindeste, was sie verdienten. Doch am KKG setzte sich umgekehrt die Überzeugung durch, ein Hort des Widerstands gewesen zu sein, in dem ganz wenige regimegläubige Lehrer geradezu herausgestochen seien; dieser Mythos ist an die Stelle der Aufarbeitung getreten.

Die Agenda, Schüler wie Eltern zu beschützen, indem man der Jugend keinen Freiraum ließ, war von Anfang an aber nie die Sache aller Verantwortlichen – und noch weniger lückenlos umsetzbar. Eingezogene Oberstufenschüler, ehemalige Flakhelfer, Kriegskinder aus dezimierten oder Vertriebenenfamilien waren früh und gewaltsam in die Alltagsverantwortung katapultiert worden. Auch ihre im Frieden aufwachsenden Nachfolger senkten nicht immer die Köpfe. Das Ideal der Bravheit

durch Zwang – buchstäblich auf Biegen und Brechen – hatte aber in einer Gesellschaft zerstörter Städte, erzwungener Ortswechsel, verunsicherter Männer und erschütterter Überzeugungen zu oft seine Reize... und einen hohen persönlichen Preis.

Rückkehr zu alten Gewissheiten?

Nach wie vor war das KKG eine eminent katholische Schule. In den Jahren nach dem Krieg gab es eine große Welle persönlicher wie kollektiver Frömmigkeit, von Ordenseintritten und Entscheidungen für den Priesterberuf – teils unter dem Eindruck der Kriegsergebnisse, teils als Schutz suchende Antwort auf die Sinnkrise danach. Beim reinen Blick auf die Zahlen konnte man das als Heraufziehen jenes lang ersehnten geschlossenen Milieus missdeuten, das staatliche Vormachtansprüche und die Herausforderungen der Moderne draußen halten sollte. Auch jetzt entstand es nicht – und das konservative Bürgertum, dem es sympathisch war, wurde schnell zu einer unter vielen Optionen der neuen Mittelschicht, die vom aufkommenden Wohlstand seit den späten 1950ern profitierte.

Interessant ist, wie bruchlos man in Aachen nun an die Vergangenheit vor 1914 anzuknüpfen suchte – mit dem KKG als Inbegriff bürgerlicher Kontinuität, als Weitergabe des (wieder) Erreichten und der (moderat demokratisch überarbeiteten, nun aufs Abend- neben dem Vaterland verweisenden) Traditionen an die nächste Generation, als Ausbildungsstätte künftiger Juristen, Lehrer und Professoren, vor allem aber zahlreicher Geistlicher, dazu einiger Kaufleute. Bald nahm der Ehemaligenverein seine stark nostalgisch gefärbten Treffen wieder auf. Neuer Vorsitzender wurde kein anderer als Adenauers Kanzleramtsminister Hans Globke, dessen rückwirkende Mutation vom langjährigen Mitwirkenden an der antisemitischen NS-Gesetzgebung zur Stütze der Gesellschaft ein markantes Beispiel für die Tendenz der 50er Jahre war, bei nützlichen Experten nicht zu genau hinzuschauen. Im Publikum saßen gläubige Mediziner, die an Zwangssterilisierungen mitgewirkt hatten, und langgediente Bürokraten oder Richter neben einigen ehemals Verfolgten. Ob der Nachbar kirchlich-konservativ, nationalkonservativ oder Hitlerbegeisterter a.D. war („Nazi“ war jetzt ein selten vergebenes Prädikat, Mitte-Links-KKGer bleiben weiterhin eher Exoten), das teilte man einander spitzzünftig mit, machte aber kein öffentliches Thema daraus.

Auch draußen herrschte ein paradoxes Bild. Das öffentliche Interesse am Heimatkundeunterricht und an alten Straßennamen ging Hand in Hand mit dem Bedürfnis, die zugehörige Stadt, soweit erhalten, durch zeitgemäß schnörkellose, zentralgeheizte Bauten an autogerecht verbreiterten Straßen zu ersetzen. Auch nach Reparatur der größeren Bombenschäden war das KKG, dessen Nebengebäude zerstört waren, in permanenter Raumnot, kam aber nicht in den Genuss des Baubooms – wieder einmal wollte die Stadt Aachen keine großen Summen investieren, auch weil man darauf hoffte, die vielen überlebenden Altbauten der Umgebung eines Tages, wenn die Wohnungsnot vorbei war, schlicht abräumen zu können. Obendrein kam der Nachkriegsboom zwar auch im Westen an und gab Aachen sich ein neues europäisches Image, doch lange Jahre blieben die Grenzen der Nachbarländer wenig durchlässig. Als die Bewegungsfreiheit wieder wuchs, standen die ökonomischen Lebensgrundlagen der Stadt schon unter neuem Druck: Vielen Branchen ging es bestens, aber die riesige Tuchindustrie schwächelte und selbst die unverzichtbare Steinkohle der Region, um die jüngst noch Kriege geführt worden waren, verlor an Glanz.

Differenzierte Normalität (1972 bis 1983)

1972 war für das KKG und seinen Direktor Johannes Helmrath, mit dem es nach außen wie innen zunehmend identifiziert wurde, der Beginn einer neuen Epoche: Die Bauarbeiten zur zweiten

Erweiterung der Schule begannen und die ersten Mädchen wurden eingeschult. Beides entwickelte sich anders als gedacht. Helmraht hatte jahrelang für den Ausbau gearbeitet, der moderne Räume für Naturwissenschaften, ein Sprachlabor (damals als didaktische Superwaffe gehandelt) und – in der Konkurrenz zu den weitläufig gebauten Gymnasien in den Vororten – endlich auch eine Turnhalle brachte; gleichzeitig wurden Kriegsschäden am Altbau beseitigt, eine neue Etage mit Kunsträumen zwischen den Höfen aufgesetzt... und die bestehende Toilette (ein Ort des Grauens mit einer verschrammten Holzkabine pro Jahrgang) möglichst diskret durch zwei neue, nach Geschlechtern getrennte abgelöst. Erst mit den neuen Räumen konnte das KKG drei Klassen in jedem Jahrgang bilden. Was nicht so laut gesagt wurde: Man hatte auf einen deutlich größeren Erweiterungsbau gehofft, aber weder der Rückhalt bei Oberbürgermeister und CDU-dominiertem Stadtrat noch die Verkaufsbereitschaft der Nachbarn hatten das hergegeben. Für 900 oder gar 1000 Schüler würde es bedrohlich eng werden.

Diese Zahlen aber mussten die Direktion und ihre Unterstützer anvisieren, um in der neuen Schullandschaft mithalten zu können. Ebenfalls 1972 begann nach den Vorgaben der Kultusministerkonferenz die allmähliche Einführung der differenzierten Oberstufe, die Auflösung der Klassen in Kurse für die letzten zwei bis drei Schuljahre. Das eröffnete die Chance, durch Leistungskurse in Latein und sogar Griechisch den Charakter als altsprachliche Schule ‚durch die Hintertür‘ teilweise erhalten zu können – dieser Plan konnte aber nur gelingen, wenn die Jahrgänge groß genug waren, um vielfältige Kursangebote machen zu ‚müssen‘. Waren sie zu klein, drohte mehr denn je die Abwanderung an die Schulen mit großen Zahlen, großen Gebäuden, eigenen Sport- und vor allem Parkplätzen. Und inzwischen waren die Geburten konstant rückläufig, würde ab 1974 jeder Gymnasialjahrgang kleiner sein als der letzte...

Der „Neubau 74“, der heutige C-Trakt, war bei allem Komfort nicht spektakulär genug ausgefallen, um auf Dauer ein schlagendes Argument für die Schulwahl abzugeben. Für das rettende Wachstum sorgte stattdessen die Einführung der Koedukation – ein Schritt, den Helmraht eigentlich ablehnte, wie er auch weiterhin zu Protokoll gab. Anscheinend befürchtete der harte Kern des Kollegiums mehr oder weniger ernsthaft pubertäre Revolten und erotischen Nahkampf in den Fünfminutenpausen – nur um dann ins entgegengesetzte Klischee zu verfallen und vom besänftigenden Einfluss der Mädchen zu schwärmen. Tatsächlich wuchs der Frauenanteil rasch auf gut 30, dann 40% der Jahrgänge und blieb dort stehen, ohne dass Spektakuläres geschah. Auch weiterhin war das KKG im Stadtvergleich eindeutig eine eher ‚brave‘ Schule und zog Eltern mit entsprechenden Absichten an. Wer aus unterschiedlichen Gründen weiter auf Geschlechtertrennung setzte, schickte Söhne ans Pius-Gymnasium, Töchter an die Viktoriaschule oder nach St. Ursula (wohl wegen dieses größeren Angebots blieb es beim Überhang der Jungen am KKG).

Ironischerweise drehten sich die paar Skandale der Schule um Lehrer – in den frühen 1980ern, die besessen von Suchtproblemen waren, ging es hoch her, weil ein Kollegiumsmitglied seinen Drogenbedarf als Kleindealer gedeckt hatte. Politisch brisant war die Diskussion um einen im Opus Dei tätigen Lehrer, an dessen Fall sich die Debatte entzündete, wie mächtig die intransparente, neokonservative Bewegung (der auch Oberbürgermeister Malangré angehörte) im Aachener Katholizismus sei. Im linksliberalen Teil der städtischen Politik – auf den nicht nur die schwindende KKG-Lobby im Rat, sondern auch der Direktor regelmäßig Giftpfeile abschoß – trug das nicht zur Liebe für eine Schule bei, die sich von Jahr zu Jahr stärker als Gegenmodell zum Zeitgeist und zur SPD-geführten Landesregierung der Ära Rau darstellte.

Das Banner der Tradition

Diese Strategie war schon damals riskant – die Grundsatzopposition wurde bis ins sozialtechnisch

denkende Kultusministerium zur Kenntnis genommen. Landesgelder flossen ohnehin bevorzugt in den Ausbau des Gesamtschulsystems, von dem man sich Chancengleichheit versprach – und dessen Ausstattung langfristig auch die ‚Kundschaft‘ der Gymnasien abwerben sollte. Die schwarz-roten Lagerwahlkämpfe, die für Nordrhein-Westfalen in den 1970ern typisch waren, trieben die Bildungsvorstellungen beider Parteien noch weiter auseinander. Für Aachen kamen die Härten des Verlusts großer Teile der restlichen Industrie dazu; eine Entlastung durch Gründungen rund um die RWTH war vorläufig nur eine Zukunftshoffnung, die Wiederbelebung der Innenstadt begann erst langsam. Damit bestand für das KKG mehr denn je Gefahr, inhaltlich wie strukturell auf die Verliererseite zu geraten.

Man gab sich außergewöhnlicher, als man war. Auch mit regelmäßigen Latein-Leistungskursen und einer Wahlmöglichkeit für Griechisch als 3. Fremdsprache war das KKG kein altsprachliches Gymnasium nach den Maßstäben der Zeit vor 1964. Lehrer und – manchem immer noch ein Horror – Lehrerinnen wurden nicht vom Direktor ausgesucht, sondern kamen häufig auf Anweisung höherer Dienststellen. Das Domkapitel war nicht mehr Schulträger, sondern Unterstützer der Konkurrenz vom Pius-Gymnasium. In der Kommunalpolitik setzte sogar die CDU die Interessen von Schule und Stadt nicht länger gleich. Gut ein Drittel der Schüler war inzwischen evangelisch, ein damit nicht identisches anderes Drittel bestand aus Schülerinnen.

Diese Tatsachen wurden von der Schulleitung, Teilen der Elternvertretung und dem immer noch mächtigen Ehemaligenverein teils überspielt, teils ausgeklammert. Was Veränderungen anging, verhielt man sich nicht konservativ, sondern restaurativ: man verabscheute sie aus Prinzip und beugte sich ihnen mit lautem Widerwillen. Helmuth mit seiner großen persönlichen Ausstrahlung wählte mehr denn je die Rolle des Patriarchen, der gegen sinkende Qualität und Moral die Standards hochhielt... nur konnten auch am KKG die Leistungskriterien für 900 Kinder nicht so scharf sein wie einst für 600. Im Kollegium gab die – rein männliche – Minderheit der Altsprachler wie selbstverständlich den Ton an und hatte bei Beförderungen die Nase derart vorn, dass es ihrem Anteil an Stundenplan und Gesamtzahl schlicht nicht entsprach. Einschüchternder Unterrichtsstil stand neben Offenheit; Fraktionsbildung und ‚Auswanderung‘ aus dem Lehrerzimmer – teils geistig, teils in die Physik-, Chemie- oder Kunstetage – waren die Folge.

Epochen treffen aufeinander

Die programmatischen Reden der Schulfeste erklärten Klassisches und Religion zum Symbol wahrer Bildung, eines behütenden Widerstandes gegen die haltlos-technisierte moderne Welt da draußen. Das war ein bewusster Rückgriff auf Gedanken der Ära Adenauer. Nur richtete er sich neben Familien, die ihre Kinder „schon immer“ ans KKG geschickt hatten, an die stattliche, aber sinkende Zahl konservativer Familien im Umfeld der RWTH, die im Beruf die beklagten Umbrüche selbst vorantrieben und ihre Kinder nicht annähernd so autoritär erzogen wie vor einem Vierteljahrhundert. Ausgerechnet ihre Fächer hatten hier einen schweren Stand. Was daneben hervorstach, war das weitgehende Fehlen von Kindern eingewanderter Eltern. Das lag nicht allein am erwünschten Ruf als „schwere Schule“; es hatte auch mit der Aufnahmepolitik zu tun, aber mehr noch mit einem Selektionsprozess im Unterricht, der die meisten Außenseiter schon in den ersten Klassen auf andere Schulen trieb. Kinder von Eltern ohne Abitur waren nicht viel weniger verdächtig. Diese neue Arroganz, übrigens ein Bruch mit der tatsächlichen Schulgeschichte, speiste sich vielleicht gerade aus dem heimlichen Wissen, dass man nicht mehr unangreifbar war, und bescheinigte sich offiziell Elitecharakter, weil die Eliten von morgen woanders zu lernen drohten.

Als Helmuth, bei seinen Auftritten von Jahr zu Jahr mit größeren Begeisterungstürmen empfangen, 1983 in den Ruhestand trat, hinterließ er einen letzten Erfolg: die nach jahrelanger Lobbyarbeit

durchgesetzte Sanierung und Umnutzung der im Krieg ausgebrannten Schulkirche. Was mit dem Rest des alten Augustinerklosters geschah, war hochsymbolisch. Im KKG hingen seit Jahren Entwurfszeichnungen eines „Pädagogischen Zentrums“ samt Neubau des eleganten Glockentürmchens; dafür war kein Geld da. Zurück bekam die Schule bloß die halbe Kirche – nur weil die Stadt Zugriff auf die umgetaufte „Aula Carolina“ als Veranstaltungs- und Ausstellungsraum hatte, wurde das Projekt überhaupt verwirklicht. Der Anbau (eine weitere Hoffnung auf mehr Unterrichtsräume) an der Stelle der letzten Kriegstrümmer wurde nicht größer ausgelegt, als es für Garderoben, Umkleiden und Toiletten reichte. Eine restaurierte Fahne aus wilhelminischer Zeit wanderte für einige Jahre an die karge Stirnwand. Zur Abschiedsfeier für Helmrath war der nüchtern gehaltene Raum noch lange nicht fertig; man feierte ihn triumphal in der Turnhalle unter Straßenniveau, die man ihm verdankte. Durch die Tageszeitungen liefen Gerüchte über Schulschließungspläne.

Aufgeschobene Krise mit Ansage (1983 bis 1993)

Ein neues Gesicht

Die 1980er Jahre brachten in den deutschen Kultusministerien – nicht nur in Düsseldorf – den Anfang einer neuen Führungs- und Planungsweise, die sich bis heute nur noch forciert hat. Die Dichte der Neuregelungen und Interventionen wuchs sprunghaft; von nun an verlief buchstäblich kein Schuljahr mehr nach genau denselben Regeln wie das letzte. Eine Schule wie das KKG, die sich in den letzten Jahrzehnten eine ausgeprägte Anti-Haltung gegenüber Veränderungen jeder Art zugelegt hatte, bot sich gefährlich gut als Feindbild für diesen Stil der Schulpolitik an, der (auf seine Weise ebenso doktrinär) ständige Innovation als Selbstzweck ansah... und zwar, wie sich später zeigen sollte, über klassische Parteigrenzen und -stile hinweg.

Der Wechsel in der Schulleitung bot eine Chance, sich der neuen Situation zu stellen – und sie wurde ergriffen, allerdings behindert durch heftige Widerstände bei Lehrern und Elternschaft. Lange vor der Kommunalwahl 1989, mit der die ungebrochene Dominanz der CDU in der Aachener Politik endete, machten sich außerdem erste Intimfeinde im Stadtrat bemerkbar, die im KKG den Inbegriff rückständiger, elitärer Arroganz sahen und genüsslich vorrechneten, dass man angesichts der sinkenden Geburtenzahlen bald schon ein Gymnasium zu viel haben werde.

Als Nachfolger Johannes Helmraths wählte Elmar Bach, sobald er 1983 ins Amt kam, einen völlig anderen Führungsstil. Besonders die Altsprachler, die im Kollegium den Ton angaben, hatten wie selbstverständlich einen neuen Direktor aus ihren Reihen erwartet und waren nachhaltig verstimmt, einen Germanisten und Historiker aus dem ‚fernen‘ Rheinbach „vor die Nase gesetzt“ zu bekommen. Völlig fremd war nach den langen Jahren einer klaren, oft demonstrierten Hackordnung der konziliant-diplomatische Stil des Neuen... der sehr genau die Anforderungen der Gegenwart an die Rolle eines Schulleiters erkannt hatte. Ein Vermittler und Übersetzer zwischen den völlig anderen Denkweisen von Ministerien, lokalen Schulbehörden, örtlicher Politik, Lehrern, Elternschaft und natürlich Schülerinnen und Schülern war unerlässlich... doch er war eben kein „Zeus“, Zuchtmeister und Übervater im gewohnten Format. In einem Milieu, wo es bisher – nicht nur bei den ‚Staatsakten‘ zum Karlsfest – nostalgisch-patriarchal bis autoritär zugegangen war, verwechselten viele Dialogbereitschaft und Zuhören mit Schwäche. Teils aus Selbstwertgefühl, teils um bessere Angebote herauszuholen, probierten es die unterschiedlichsten Gruppen instinktiv mit Zögern, taktischem Abwarten oder glatter Verweigerung.

Schullandschaft im Umbruch

Das vor 1983 gültige Versprechen, immer so weiterzumachen wie bisher, hatte auch jetzt noch seinen Reiz; die Einweihung der Aula Carolina, des letzten erfolgreichen Erweiterungsprojekts aus der Ära Helmuth, konnte diese Hoffnungen bestätigen. Bachs eigene Absicht war es, das altsprachliche Profil der Schule zu erhalten und zukunftssicher zu machen. Als einziges Angebot würde das nicht mehr lange möglich sein. Die Anmeldezahlen entsprachen inzwischen einem Meinungswandel bei der gymnasialen ‚Kundschaft‘, von Latein und Griechisch als (wünschenswert) „schweren Sprachen“ hin zu „toten Sprachen“ ohne praktische Verwendung. Überdurchschnittlich stark zeigte sich das im Umfeld der – stark expandierenden – RWTH; in Zeiten sinkender Kinderzahlen und wachsender Mobilität schrumpfte umgekehrt die KKG-typische Gruppe von Familien, deren Kinder über Generationen auf dieselbe Schule gingen. Angehende Theologiestudenten, früher eine weitere feste Größe, fanden sich fast nur noch auf dem rivalisierenden Pius-Gymnasium mit seiner engen Bindung ans Bistum.

Mehrere Faktoren kamen hinzu. Die Anfänge der schulischen Profilbildung neuen Typs wurden spürbar – erst in Form bilingualer Unterrichtsangebote in modernen Sprachen, einige Jahre später als stark kompetitives Erarbeiten möglichst vieler Zertifikate und Zusatzprädikate, die uns heute als Plakettensammlung am Eingang der meisten Schulgebäude selbstverständlich vorkommen. Von den MINT-Fächern war noch selten die Rede, doch für ein Auslandssemester oder ein Au-pair-Jahr waren neun Jahre Latein nur indirekt hilfreich. Bachs vorausschauende Bemühungen, rechtzeitig einen bilingualen Zweig am KKG durchzusetzen (von denen pro Stadt nur begrenzt viele genehmigt wurden), scheiterten bereits in der Frühphase am schulinternen Widerstand. Mit über 900 Kindern und Jugendlichen in den Klassen und Kursen, so vielen wie nie, war es leicht, die Zukunft als gesichert zu betrachten und sich völlig auf das bisherige Rezept zu verlassen.

Mitte der 80er Jahre stagnierten die Anmeldezahlen jedoch, dann begannen sie zu sinken. 1986 startete die erste Aachener Gesamtschule, bald gefolgt von der zweiten in Brand. Nun wurde in Politik und Medien sehr explizit die nahe Schließung eines Gymnasiums prognostiziert; dass das Gesamtschulangebot vorwiegend die Real- und Hauptschulen treffen werde, war damals nicht abzusehen, die Zuweisung großer Teile der freien Gelder im Kultusbereich von Land und Kommune dagegen eindeutig – während die Investitionen in öffentliche Schulen insgesamt zurückgingen. Aachen selbst kämpfte ohnehin weiter mit den sozialen und finanziellen Folgen der Entindustrialisierung und hatte weniger Geld auszugeben; erste Spin-off-Gründungen im Umfeld der RWTH schufen neue Berufschancen, nicht aber für die vielen, die sich hinter der hohen „Sockelarbeitslosigkeit“ verbargen. Die Steigerung der Abiturientenquote pro Geburtenjahrgang war ein erklärtes Landesziel, die Gesamtschule das dafür vorgesehene Mittel, das von den Gymnasien durch moderne Ausstattung, ein Ganztagsangebot mit Verpflegung und (was nie offen zugegeben wurde) geringere Anforderungen in Oberstufe und Abitur einen erheblichen Teil der Klientel übernehmen sollte.

Im Sinkflug

Das Zeitfenster für eine bilinguale Ausrichtung hatte sich inzwischen geschlossen. Neue Vorgaben der Kultusministerkonferenz und des Schulministeriums schränkten die Fächerauswahl der differenzierten Oberstufe massiv ein und verordneten höhere Mindestgrößen in Klassen und Kursen – beides, um Lehrerstellen einzusparen, und nur die ersten Maßnahmen ihrer Art. Das Elite-Argument lockte kaum noch Eltern an, da die entsprechend Denkenden immer stärker auf Privatschulen oder gleich Internate auswichen; angesichts der steigenden Konkurrenz um den Weg zum Abitur warben gerade kirchliche Stellen in dieser Zeit stärker denn je für das Pius-Gymnasium, um dessen Existenz sicherzustellen. Lobbyarbeit über die Unterstützung von KKG-Ehemaligen, früher ein alltägliches Phänomen, fand umgekehrt kaum noch statt. Die traditionell enge Bindung der Abiturjahrgänge an die Schule lockerte

sich spürbar (wozu die differenzierte Oberstufe mit der früheren Auflösung der Klassenverbände beitrug). Bei den Ehemaligentreffen, jetzt in der Aula, bröckelten die letzten Reste einer Honoratiorenveranstaltung weg; ein, zwei Jahre lang ging die Blaskapelle, die Studentenlieder spielte, im Lärm Hunderter Gespräche unter, dann verschwand sie aus dem Programm. (Bis modernere Musikangebote einzogen, dauerte es etwas länger.)

Der Wechsel von einer randvollen Schule zum Existenzkampf hatte sich angekündigt, vollzog sich dann aber unerwartet dramatisch: 1988 gab es kaum noch genug Neuanmeldungen für zwei fünfte Klassen. Letzte Ausläufer des Griechischangebots wurden bis zum Ende des Jahrzehnts aufrechterhalten, dann in ein neugriechisches „Griechisch für Griechen“ umgeformt – das erste aktive Werben der Schule um Kinder mit Migrationsgeschichte, die mancher Lehrer noch Jahre zuvor aktiv ‚ausgesiebt‘ hatte, soweit es an ihm lag. Für einen kontrollierten Wechsel im Schulprofil war es vorläufig zu spät; Bach leitete Soforthilfemaßnahmen ein, die jetzt – um einen späteren Begriff zu verwenden – offenkundig alternativlos waren; sachlich konnte man ihm nicht widersprechen, Ressentiments gab es deswegen reichlich. Ab dem Schuljahr 1991/92 begann nur noch je eine Klasse mit Latein statt Englisch als erster Fremdsprache, was zu genug Anmeldungen für drei neue Klassen führte. Damit war dank der Blockadepolitik zu vieler Beteiligten vom altsprachlichen Profil viel weniger übriggeblieben, als ein überlegter Profilwechsel es erlaubt hätte.

Zum Ende des Schuljahres verließ Bach das KKG und übernahm die Verantwortung für die kirchlichen Schulen im Bistum Trier. Angesichts der Widerstände gegen jede Veränderung und der aus der Ära Helmrauth ererbten Feindschaft ausgerechnet mit dem kultur- und schulpolitisch maßgeblichen Teil der SPD-Ratsfraktion waren die Erfolge, die er bei der Schadensbegrenzung und vorläufigen Existenzsicherung erzielt hatte, mehr als beachtlich. Die zahlreichen Chancen der vergangenen neun Jahre hatte gerade nicht er verpasst. Unbeantwortet blieb die Frage, wie und auf welcher Basis es überhaupt weitergehen konnte. Allein das Lehrerkollegium hatte durch Pensionierung und Wegversetzungen ein Drittel seiner Stellen eingebüßt. Mit mehr Applaus denn je wurden bei Schulfesten in diesen Jahren die Auftritte Helmrauths als Personifikation eines – eindeutig vergangenen – Goldenen Zeitalters begrüßt.

Neustart und Konsolidierung (1993 bis 2005)

Die Lage des KKG in einer Stadt, die Anfang der 1990er fürchtete, Arbeitsplätze an die neuen Bundesländer zu verlieren und durch den Hauptstadtumzug nach Berlin aus dem Blickwinkel für Investitionen zu geraten, war unsicher geworden und wurde als Lebensgefahr empfunden. Die Schülerzahlen schrumpften, den akademisch geprägten Familien kam das reduzierte altsprachliche Programm mehrheitlich verstaubt vor (Latein wurde im RWTH-Umfeld nun als Gegenprogramm zur Dominanz der Technik verstanden), einer Minderheit umgekehrt viel zu modern. Versuche, ein neues Schulprofil einzuführen, waren am Widerstand in den Elternvertretungen und einer einflussreichen Lehrerfraktion gescheitert, den konservative Ehemalige massiv unterstützten. In Teilen des SPD-geführten Stadtrats gab es den ausgesprochenen Wunsch, mit dem ‚ältesten Haus am Platz‘ ein Symbol elitärer Bildung zu beerdigen – hier trafen zwei lang gepflegte Feindbilder aufeinander, und noch das Grußwort der Kultusministerin hielt sich im Jubiläumsjahr 2001 länger bei der Warnung vor Rückwärtsgewandtheit auf als beim Gratulieren. Weil ganz Aachen fest davon ausging, die sinkende Geburtenrate müsse zur Schließung von ein bis zwei Gymnasien führen, war das KKG nun auf mehreren Feldern angreifbar.

Es war kein Zufall, dass als neuer Direktor jemand ausgesucht wurde, der Neusprachler war, frisch von

der Schulaufsicht kam und nicht zum konservativen Lager zählte – umgehend verbreiteten sich Gerüchte, Paul-Wolfgang Jaegers habe den Auftrag in der Tasche, das Gymnasium zu schließen oder in eine Gesamtschule umzuwandeln. Der vermeintliche Agent des Klassenkampfes hatte dafür am Ende ganze 21 Jahre Zeit (1993-2014), erwies sich aber eher als Anhänger der Meinungs- und Ideenvielfalt, der Projekte der vergangenen Krisenjahre fortführte und neue ausprobierte. Die härtesten Kämpfe hatte sein Vorgänger ihm bereits abgenommen. Wachsender Geschmack an der neuen Diskussionskultur und die klare Sprache der Anmeldestatistik halfen bei vielen der Einsicht nach, dass es ohne Veränderungen nicht mehr ging.

Viele Abschiede

Bei vielen, aber lange nicht bei allen – der aufgeräumte Tonfall eines Direktors, der anderen zuhörte, Entwicklungen geräuscharm vorantrieb, die wachsende Zahl ministerieller Vorgaben als Naturereignisse hinnahm und in der Lage war, sich und das KKG mit einer gewissen Selbstironie zu behandeln, polarisierte. Das Gegenmodell eines würdig-ernsten Patriarchen, autoritativ und bei Bedarf autoritär, der inmitten aller Umbrüche geordnete Sicherheit versprach, behielt seine Strahlkraft weit über den Tod Johannes Helmraths 1999 hinaus. Ein harter Kern aus ehemaligen Schülern fühlte sich durch das Ende der scheinbaren Unveränderlichkeit regelrecht um „ihre“ Schule betrogen und zog sich vom real existierenden KKG weit zurück; noch viel verbreiteter war der nostalgische Rückblick aus sicherem Abstand.

Tatsächlich lösten sich wesentliche Elemente der langlebigen Schulkultur, die bis ins Kaiserreich zurückgingen, jetzt schnell auf oder wechselten ihre Funktion. Mit den ersten Abiturientinnen der frühen 1980er verlor der Kreis der Ehemaligen seinen Charakter als Männerbund, während sein Anteil an den sozialen Spitzenpositionen der Region bereits vorher zurückging. Das Kontakthalten über das Abitur hinaus wurde mehr und mehr privat organisiert, nicht auf Vereinsebene. Damit verwandelte sich die letzte und historisch wichtigste Gruppe, die die Ziele der jeweiligen KKG-Leitung unterstützt hatte, in ein ganz normales Reservoir potentieller StayFriends-Kundschaft. Nicht zufällig änderte sich auch, wie die Schule das Karlsfest feierte. Ab 1999 wurde aus der traditionellen Messe im Dom – mit rückläufigem Besuch – ein ökumenischer Gottesdienst, während der evangelische Anteil der Schule sonst am Vorabend in der Annakirche gefeiert hatte. In der ‚weltlichen‘ Portion des Festprogramms im Audimax verschwand noch früher der staatstragende Anfangsteil, die grundsatz- und bildungspolitische Rede, und der neue Schulleiter fand nichts dabei, sich nach einer tendenziell launigen Begrüßung am Unterhaltungsprogramm zu beteiligen Solistenrollen. Die Gelegenheit zur Selbstüberhöhung mied Jaegers, der zur Schultradition aus Sorge vor Traditionalismus ein sehr gebrochenes Verhältnis pflegte, konsequent: Unter seinem Einfluss verwandelten sich die Jahresmitteilungen des Ehemaligenvereins, bis dahin „KKG-Info“, ab 1995 ins „Forum“, das sich rasch von den Rubriken neuer und verstorbener Vereinsmitglieder verabschiedete und nicht länger Sprachrohr des Direktors war, dafür aber Schülerinnen und Schüler zu Wort kommen ließ – anfangs inklusive Witzseite.

Die Kursänderung im Profil des KKG war in jedem Fall riskant. Reduziert worden war die altsprachliche Ausrichtung längst, jetzt wurde sie durch den Niederlandisten Jaegers ausdrücklich zu einem generellen Sprachenschwerpunkt verändert. Daneben stand aber sehr bald die Stärkung dessen, was erst im neuen Jahrtausend das Etikett „MINT-Fächer“ erhielt – aus der klaren Überlegung, dass ein Gymnasium in nächster Nähe einer technischen Universität hier Angebote machen musste. Klassisches Griechisch war auch in der Oberstufe praktisch nicht mehr möglich. Beibehalten wurde die Möglichkeit zum Lateinunterricht ab Klasse 5, doch die Anmeldezahlen für ihn sanken weiter; das Unterrichtsangebot auf Neugriechisch überlebte nicht lange, ebenso wie einige der nach dem Ende

des Kalten Kriegs aufgebauten Schulpartnerschaften. Gleich zwei Hauptausrichtungen der Schule zu definieren war in dieser Zeit untypisch – im Trend lag die Einrichtung bilingualer Zweige mit Fachunterricht in der jeweiligen Fremdsprache, doch war die ‚Konkurrenz‘ in den kritischen Jahren schneller gewesen und die Genehmigung für ein weiteres Gymnasium war wegen ‚Übersättigung‘ unwahrscheinlich. In ungebremst autozentrierten Zeiten blieb auch die Innenstadtlage das Problem, das sie seit den 1960ern gewesen war.

Viele Ideen

Doch der Balanceakt gelang. Langsam, dann schneller füllte sich das Lehrerzimmer wieder, deutlich rascher stabilisierten sich die Schülerzahlen, stiegen dann markant und überschritten 1998 wieder die Gesamtzahl von 800. Im KKG wurde es künftig deutlich lauter – einmal der größeren Zahlen wegen, zweitens wegen des veränderten Umgangstons und Schulklimas. Wie das Angebot war es offensichtlich einladend, zog neue Familien an und verzichtete insbesondere auf jene Behandlung, die die meisten Kinder mit Migrationshintergrund und von Eltern ohne eigenes Abitur früher aussortiert oder gleich abgeschreckt hatte. Fragen wie die mögliche Einrichtung eines Gebetsraums oder islamischen Religionsunterrichts kamen auf. Mehr diplomatisches Feingefühl nach außen hin trug dazu bei, dass die Existenzangst verflieg. Mit der Eröffnung der 3. Gesamtschule im Frankenberger Viertel zog diese Schulform nach der Jahrtausendwende zwar 25% der Kinder auf Aachens weiterführenden Schulen an... doch die Gymnasien kamen zusammen auf etwas mehr als 50 und die Abiturientenquote stieg weiter, begleitet von hitzigen Diskussionen um die Wünsche der Wirtschaft und Industrie, soziale Chancen und sinkende Standards. Auf längere Sicht drohte aber immer noch der demographische Wandel.

In vielen Punkten erfand sich das KKG der 1990er mit großen Anstrengungen neu. Eine Umbau- und Renovierungswelle, die 1998 fast die ganze Schule auf dem Kopf stellte, passte gut zur allgemeinen Stimmung – ebenso die Atmosphäre der Vierhundertjahrfeier 2001. So jung war der Altersdurchschnitt der Schule selten gewesen; die Festschrift zeigte nicht mehr akademische Ansprüche in Fachaufsätzen vor, sondern wurde fast wie ein Jahrbuch zur Momentaufnahme mit Kurs- und Klassenfotos, wo 1976 ausschließlich das Kollegium Bildrechte gehabt hatte. Ungewollt symbolisch wurde der Festvortrag im Krönungssaal des Rathauses zum Wettlauf gegen die Zeit, weil draußen auf dem Markt jeden Moment die Scorpions mit dem Aufwärmen für ihr Konzert zu beginnen drohten – aber wie das Comeback der Schule kam auch die Feier rechtzeitig über die Ziellinie.

Wie bei jeder Modernisierung gab es spürbare Verluste. Ein beachtlicher Teil der ‚alten Kundschaft‘ gab ihre Kinder nun lieber auf die kirchlichen Privatschulen mit ‚behüteter‘, homogenerer Atmosphäre. 2003 hatte das sinkende Interesse an Latein den kritischen Punkt erreicht und die letzte (kleine) Klasse mit dieser ersten Fremdsprache wurde gebildet – der Abschluss des langen Abschieds von der altsprachlichen Schulform, der 1964 begonnen hatte. Umgekehrt besaß das KKG nach mehreren Anläufen, das Internet über den Informatikunterricht hinaus zu besiedeln, ab 2002 eine dauerhaft funktionierende Homepage; im selben Jahr mutierte der Alte Musiksaal, seit der Nachkriegszeit beinahe ein „Lost Place“ hinter tristen Betonfenstern, zum Theaterraum mit wachsender Sogwirkung auf das Kulturleben der Schule.

Einen Einschnitt für den Alltag brachte 2005 ein lebensgefährlicher Unfall des Schulleiters, der monatelange Improvisation verlangte und auch nach Jaegers' Genesung Spuren an seiner Vitalität hinterließ. Im gleichen Jahr ging aus den Landtagswahlen eine schwarz-gelbe Koalition hervor, die die SPD zum ersten Mal seit 1966 aus der Regierung drängte und ganz andere bildungspolitische Vorstellungen mitbrachte.

Bildung, der neue Bodenschatz (2005 bis 2019)

Je näher Geschichtsschreibung der Gegenwart kommt, desto komplizierter wird – was man eigentlich nicht erwartet – ihre Aufgabe. Sie weiß noch nicht, wie es anschließend ‚weitergeht‘, sie hat sich nicht lange genug nach den Quellen umschaun können (denn die sind weit verstreut), und mit etwas Pech verpasst sie Einzelheiten oder Entwicklungen, die auf längere Sicht zum eigentlich Wichtigen gehören. Ergänzen, neue Fragen stellen und ausbalancieren müssen dann später andere: Geschichte ist Teamarbeit mit langem Atem.

Die Zeit dramatischer Veränderungen für das KKG in Form großer Neu- und Umbauten war auf absehbare Zeit vorbei, weil die Aachener Stadtfinanzen ebenso ungünstig für große Sprünge waren wie die Lage in der dicht bebauten Innenstadt. ‚Einschneidend‘ in diesem Sinn war höchstens die Eröffnung der langerwarteten Mensa im September 2009. Wandel im Kleinen vollzog sich wie immer, indem etwa das Feuchtbiotop der 1980er vom Wäldchen-Hof verschwand und umgekehrt die lang verschollene Inschrift des Jesuitenkollegs als Signal der (nicht ganz) kontinuierlichen Schulgeschichte einen neuen Platz auf dem Quadrum fand.

Zu kostbar, um an Geld zu denken

Fehlender Baulärm und die ‚neue Normalität‘ permanent geänderter Vorschriften haben viele kaum spüren lassen, dass in den „Nullerjahren“ die größten Umbrüche seit den 1960ern und 70ern auf die Gymnasien Nordrhein-Westfalens zukamen. Parteiübergreifend bestand Konsens, an alle Schulformen im Zweifel lieber die Anforderungen als die Geldzuweisungen zu erhöhen. Nach den Jahrzehnten ausgebauter Differenzierungen und Wahlmöglichkeiten wurde stärker auf ein Kernprogramm gesetzt – einmal, weil es weniger Lehrerstellen und Raumbedarf kostete, zum anderen wegen der Anzeichen für einen generellen Leistungsrückgang in Kernkompetenzen wie Rechnen oder Lesevermögen. Was in einer konservativen Sicht als „Kulturverfall“ beklagt worden wäre, alarmierte nun unter den Vorzeichen der Ökonomie: Das Aufstellen und immer dichtere Kontrollieren von Standards sollte, wie ausdrücklich erklärt wurde, den unvermeidlich zitierten „Wirtschaftsstandorts Deutschland“ sichern, für den Bildung ähnlich oft als „wichtigster“ oder gar „einziger Rohstoff“ gerühmt wurde.

Die Gewinnungskosten dieses Rohstoffs wurden jedoch gedeckelt – in einer betriebswirtschaftlich religiösen Ära ein Indiz, was er wert war. Da fest mit einem Rückgang der Schülerzahlen im Zug des demographischen Wandels gerechnet wurde, kürzte man vorab im Stellenplan und setzte wie so oft die erlaubte Klassengröße hoch. Ziemlich genau um 2005 griff nicht nur die Einengung der Fächerwahl für die Oberstufe, sondern auch die Heraufsetzung der Mindestzahlen pro Kurs, um das Angebot aktiv einzuengen; weniger Begründungsdruck hatten die schrittweise gestärkten MINT-Fächer als Garanten zukünftiger technischer Überlegenheit.

Parallel hatten weniger Lehrerinnen (mit der Verschlechterung der Arbeitsbedingungen sank der Männeranteil im Beruf sichtbar) für größere Lerngruppen laut Vorgabe eine Differenzierung nach individuellen Lernbedürfnissen zu leisten, womit man je nach aktueller Studie mal Finnland, mal Singapur einzuholen wünschte. Abseits von Projektschulen gelangten Stellen für Sozialarbeit, Psychologie und Verwaltung (bei exponentiell steigendem Bürokratieaufwand) nur tröpfchenweise in die Bildungslandschaft von NRW. Auch während der rot-grünen Landesregierung 2010-2017 war der Ausbau der Gesamtschulen praktisch beendet (in Aachen mit dem Start der 4. Gesamtschule 2011); sie waren zum Ersatz für die rasch austrocknenden Haupt- und Realschulen geworden, außerdem teuer in der Gründung. Die Nachfrage nach ihnen stieg nicht mehr so hoch wie erwartet – durcheinander kam die Schulplanung schon deshalb, weil von jedem Geburtsjahrgang schon 2014 in Aachen 57% an

Gymnasien wechselten und die Quote später über 60% stieg.

Damit war die Dauerdebatte, welches Aachener Gymnasium bald schließen müsse, beendet. Ein städtisches Entwicklungsgutachten von 2006 hatte dem KKG mittelfristig nur noch eine Gesamtstärke von 600 zugetraut; die realen Zahlen lagen in den Folgejahren bei 820-840, die Neuanmeldungen sprangen wiederholt auf 110 und Ende der 2010er auf nahe 120 – was in neun Jahren eine Schule mit 1000 oder mehr Kindern und Jugendlichen ergeben hätte. Nicht so sehr das „Fluchtjahr“ 2015 wirkte sich hier aus; reguläre wie krisenbedingte Migration steigerten vor allem die Besuchszahlen jenseits der Gymnasien. Der Anstieg traf aber auf behördlich überfüllte Klassen und ein Lehrerkollegium, das rechnerisch den Unterricht gerade noch abdecken konnte, solange niemand krank oder schwanger wurde oder sich fortbildete (wobei Innovationsfreude auf Industrieniveau, nur nicht zu Industriegehältern, fest erwartet wurde).

Unter Stress arbeitet man am besten

Der Schulalltag veränderte sich in dieser Zeit dramatisch. Digitale Lern- und Lehrmethoden durchbrachen die Grenzen des Informatikunterrichts, der Besitz internetfähiger Privatgeräte wurde rasch zur stillschweigenden Erwartung an die Schülerseite, deren Sozialleben sie sowieso veränderten. In Zeiten steigender Berufsmobilität wurden auch Umzüge immer häufiger. Schulministerium und obere Behörden halfen durch Aufrufe, mehr Flexibilität zu zeigen, und die Einführung neuer Dokumentationspflichten. Aus der ganzen Gesellschaft nahmen die –schon traditionellen – Erwartungen an die Schule, soziale und familiäre (Fehl-)Funktionen aufzufangen, rapide zu. Besonders auffällig war der kollektive Geiz der Öffentlichkeit rund um das Projekt der Inklusion. Die Initiative, die in Deutschland allzu lange geübte „Wegsperrmentalität“ an den Sonder-, dann Förderschulen zu durchbrechen, verkam in der Praxis zu einem Sparprogramm an Personalstellen und Gebäudekosten. Kritik daran, wie die Schüler und Schulen weithin sich selbst überlassen waren, wurde systematisch verteuelt.

Mit der Standardisierung kamen ab 2007 koordinierte ‚Großveranstaltungen‘ dazu: das Zentralabitur für Gymnasien (die Gesamtschulen bekommen bis heute eigene, leichtere Abituraufgaben), die Vergleichsarbeiten in der Klasse 8, die im Jargon als „ZP 10“ bekannten landesweiten Prüfungen an der Schwelle zur Oberstufe. Die Einführung schriftlicher Facharbeiten als Vorübung für die Hochschule und mündlicher Präsentationsprüfungen erhöhte den Aufwand nicht nur auf Lehrerseite zusätzlich. Um es etwas sportlicher zu machen, kam inmitten dieser Umbrüche 2008 der tiefste von allen: der Umstieg zur achtjährigen Gymnasialzeit.

Ähnlich wie im Fall der universitären Bologna-Reform hatten die großen Wirtschaftsverbände darauf gedrängt, jüngere Arbeitskräfte zu bekommen... und auch hier waren sie die ersten, die über das völlig absehbare Ergebnis klagten, dass sich Wissen und Methoden aus neun Schuljahren nicht einfach in acht unterbringen ließen. Statt die (zur Hälfte als Wiederholung gedachte) Jahrgangsstufe 11 zu streichen, verzichtete Nordrhein-Westfalen auf die Inhalte der (anspruchsvollen) Klasse 10. Der Jahre früher einsetzende Nachmittagsunterricht machte aus Halbtagsgymnasien wie dem KKG – der großen Mehrheit – Dreiviertel-Ganztagsschulen; wie sie Angebote schufen, nachmittags bei den Hausaufgaben oder schlicht beim Sattwerden zu helfen, überließ die Ministerialbürokratie weitgehend dem lokalen Erfindungsreichtum. Nicht so interessant schien ihr auch das Aufnahmevermögen (oder der Lebensbedarf) Jugendlicher zu sein. Man zitterte zu Recht vor dem Jahr des Grauens 2013, als die übliche Raum- und Personalnot zur Abiturzeit durch den Doppeljahrgang extrem wurde (und die Überfüllung an den ähnlich unterfinanzierten Hochschulen weiterging).

Lebenswichtig blieb daneben, zusätzliches Engagement durch Extraqualifikationen (samt viel Extraarbeit) nachzuweisen, wie es höheren Orts schlicht erwartet wurde. Die 2010er waren in jeder

Schule eine Zeit forcierten Plakettensammelns im Eingangsbereich – dahinter standen persönliche Kraftakte, weil alles zertifiziert, evaluiert, validiert zu sein hatte. Das KKG wurde MINT-EC-Schule, 2017 auch Europaschule und führte im selben Jahr die englisch-bilinguale Option ein, die in den 1990ern noch am Widerstand mehrerer Seiten gescheitert war. Daneben blieb Zeit und Kraft für erstaunlich viele freiwillige Angebote, von den zahlreichen Arbeitsgemeinschaften bis hin zum Literarischen Quartett. Wie viel Sozialleben auch nach Unterrichtsende am Augustinerbach herrschte, war eine geradezu begeisternde Veränderung gegenüber früheren Jahrzehnten.

Die Themen des Tagesgeschehens wirkten in dieser Zeit eher gedämpft ein. Seit ab 2010 das Thema sexualisierter Gewalt in Institutionen und Organisationen ins öffentliche Bewusstsein drang, wurden Anti-Missbrauchs- und Präventionsbelehrungen Pflicht. Unverschuldet still blieb es rund um den 1200. Todestag Karls des Großen 2014; das Domkapitel war derart entschlossen, das Festgeschehen zu kontrollieren, dass die Kooperationsangebote des KKG und aus der ganzen Stadt schlicht liegenblieben. Erfreulich unspektakulär ging es dagegen in anderen Fällen zu. Weder die anhaltenden Handicaps des Schulleiters nach einem schweren Unfall noch der Ruhestand von Paul-Wolfgang Jaegers 2014 lösten jene Machtkämpfe und Animositäten aus, die andere Übergangssituationen geprägt hatten. In dieser Hinsicht war man ein beachtliches Stück reifer geworden, als mit Jürgen Bertram der erste „gelernte“ KKGer seit einem halben Jahrhundert die Leitung übernahm.